

HERMAEA
GERMANISTISCHE FORSCHUNGEN
NEUE FOLGE

HERAUSGEGEBEN VON HANS FROMM
UND HANS-JOACHIM MÄHL

BAND 59

KARL LACHMANN

Über althochdeutsche
Prosodie und Verskunst (1823/24)

mit Beiträgen von Jacob Grimm
und einer Einleitung
herausgegeben von Ursula Hennig



MAX NIEMEYER VERLAG
TÜBINGEN 1990

Gedruckt mit Unterstützung der Deutschen Forschungsgemeinschaft.

CIP-Titelaufnahme der Deutschen Bibliothek

Lachmann, Karl : Über althochdeutsche Prosodie und Verskunst : (1823/24) / Karl Lachmann.
Mit Beitr. von Jacob Grimm u.e. Einl. hrsg. von Ursula Hennig. – Tübingen : Niemeyer, 1990
(Hermea ; N.F., Bd. 59)

NE: GT

ISBN 3-484-15059-9 ISSN 0440-7164

© Max Niemeyer Verlag GmbH & Co. KG, Tübingen 1990

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Printed in Germany.

Satz: Licht-Satz Walter, Tübingen

Druck: Gulde-Druck GmbH, Tübingen

Einband: Heinr. Koch, Tübingen

Inhaltsverzeichnis

I Einleitung

1. Zur Geschichte des Manuskripts	1
2. Karl Lachmanns Metrik	
Zur Terminologie	11
a) Fehlende Senkung	14
b) Überladene vierte Senkung	32
c) Senkungsfüllung allgemein	42
d) Hiatt und Synalöphe	47

II Karl Lachmann, Über althochdeutsche Prosodie und Verskunst 57

1. Inhaltsübersicht	59
2. Verzeichnis der von Karl Lachmann zitierten Ausgaben ahd. und mhd. Quellen	61
3. Text	
A Prosodisches aus Althochdeutschen Versen (fol 1r–6v) ..	66
Jacob Grimm	89
B Verschlingung zweier Silben etc. auf Hebung und Senkung (fol. 7r–10v)	105
C Vokale in der 4ten Senkung (fol. 11r–17v)	119
D Fortsetzung der Bemerkungen über althochdeutsche Verskunst. Von der vorletzten Silbe in Versen die mit einsilbigem Wort schließen (fol. 18r–19.20v)	139
E Von zweisilbiger dritter Hebung bei O. (fol 21r–24r) ...	145
F Die dritte Hebung versetzt (fol. 24v–25v)	157
G Von versetzter erster und zweiter Hebung (fol. 26r–32r) .	163
H Excurs über Latein. Wörter und Namen (fol. 32v–37v) ..	181
I Von zusammenziehung zweier kürzen in eine silbe (fol. 38r–47v)	195
K Von mehrsilbigem Auftact (fol. 48r–55r)	225
L Über synalöphe und hiatus (fol. 55v–79r)	245
M Von überladener vierter senkung (fol. 79v–85v)	315
N Von fehlender senkung (fol. 86r–92v)	331

O über accent und quant. latein. wörter (fol. 93r–94r)	349
P Synalöphe und Hiatus	353
Übersicht der althochdeutschen prosodie und verskunst (fol. 101r–106v)	381
Index	383

Einleitung

Karl Lachmanns Abhandlung „Über althochdeutsche Prosodie und Verskunst“ (1823/24), die hier zum ersten Mal veröffentlicht wird, fand sich im Nachlaß der Brüder Grimm in der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz Berlin. Dr. Ingeborg Stolzenberg, Bibliotheksdirektorin an der Handschriftenabteilung, wies mir den Weg zum Nachlaß der Brüder Grimm, als ich auf der Suche nach einer umfänglichen Abhandlung zur althochdeutschen Metrik von K. Lachmann war. Dr. Tilo Brandis, Leitender Bibliotheksdirektor der Handschriftenabteilung, gestattete mir freundlich die Abschrift des Manuskripts.

Gegenwärtig, über 160 Jahre nach der Vollendung von K. Lachmanns Abhandlung „Über althochdeutsche Prosodie und Verskunst“, sind seine metrischen Regeln nur noch aus der Polemik gegen ihre Gültigkeit bekannt.¹ Sein methodisches Vorgehen ebenso wie die Voraussetzungen seiner Arbeit sind in den apodiktisch formulierten Anmerkungen seiner kritischen Ausgaben mhd. Dichtungen nicht zu erkennen. Auch seine beiden Akademieabhandlungen „Über althochdeutsche Betonung und Verskunst“,² die sich zwar auf sein vollständiges Manuskript von 1823/24 gründen, bieten immer nur Ergebnisse, und diese nicht einmal vollständig.

¹ Zusammenfassungen von K. Lachmanns mhd. Metrik bieten: O. Schade, Die Grundzüge d. altdeutschen Metrik. Weimarisches Jahrbuch f. deutsche Sprache, Literatur und Kunst. Bd. 1 (1854), S. 1–57; Fr. Zarncke, Das Nibelungenlied: VIII: Metrisches (verbessert u. ergänzt in der 2. Aufl. Leipzig 1865. In dieser Form in allen weiteren Auflagen); W. von Ploennies, Kudrun. Mit einer systematischen Darstellung der mhd. epischen Verskunst von M. Rieger. Leipzig 1853; kritische Übersicht bei H. Paul, Deutsche Metrik. In: Grundriß d. germanischen Philologie. II. Bd., 2. Abteilung. Straßburg 1905, S. 66ff.; Polemik gegen K. Lachmanns mhd. Metrik: A. Heusler, Deutsche Versgeschichte. Zweiter Band, Teil III, Der altdeutsche Vers. Berlin u. Leipzig 1927. 29. Abschnitt: Der Bau der ritterlichen Reimpaare . . ., S. 135ff.; vorsichtig-modifizierende Verteidigung durch U. Pretzel, Deutsche Verskunst. In: Deutsche Philologie im Aufriß. 1. Aufl. Berlin 1957. Bd. III, Sp. 235ff.

² Über althochdeutsche Betonung und Verskunst. Erste Abtheilung. (Gelesen in d. Akademie d. Wissenschaften am 21. April 1831 u. am 3. Mai 1832). Berlin 1834. Wiederabdruck in: Kleinere Schriften von Karl Lachmann. Erster Band: Kleinere Schriften zur deutschen Philologie. Hrsg. von K. Müllenhoff. Berlin 1876, S. 358–394. – Zweite Abtheilung. (Begonnen am 13., gelesen in d. Akademie am 17. Juli 1834). Publiziert in: Kleinere Schriften von Karl Lachmann. Erster Band, S. 394–406.

Es fehlen auch seine Belegsammlungen, die seine Ergebnisse und Folgerungen stützen bzw. relativieren können. Ebenso wird erst durch die Abhandlung „Über althochdeutsche Prosodie und Verskunst“ deutlich, in welchem Maße seine Regeln für den mhd. Vers von seinen Anschauungen über den ahd. Versbau bestimmt sind. Es dürfte sich zeigen, daß die von ihm besonders herausgestellten Probleme des ahd. Reimverses: fehlende Senkung, Verschlingung von zwei Silben auf Hebung oder Senkung, Ende des stumpfreimenden Verses und: Hiatus und Synalöphe in der Metrikforschung des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts zwar alle diskutiert worden sind. Die Ergebnisse heben aber keineswegs alle Vorstellungen und Regeln K. Lachmanns auf, vielmehr dürften sie ihrerseits einige allgemein anerkannte Vorstellungen und terminologische Festlegungen relativieren, wie sie heute in Handbüchern formuliert sind. Das betrifft besonders die Terminologie und das Verständnis von Hiatus und Synalöphe.

Die Textgrundlage für die Untersuchung bilden die zu ihrer Entstehungszeit vorliegenden Ausgaben der ahd. und mhd. Denkmäler (vgl. oben II.2: Verzeichnis der von Karl Lachmann zitierten Ausgaben ahd. und mhd. Quellen, S. 61 ff.). Otfrids Evangelienbuch z. B. wird nach Hs. P in: Schilteri Thesaurus Antiquitatum Teutonicarum. T. I. Ulm 1726 zitiert. In dieser Ausgabe fehlen Akzente und Elisionspunkte; es werden Verse, nicht Verspaare gezählt. Diese Zählung erscheint in Karl Lachmanns Abhandlung durchgehend; ich habe sie ebenfalls in meiner Einleitung benutzt, um den Vergleich mit der Abhandlung zu erleichtern.

1.1 Zur Geschichte des Manuskripts

Die Abhandlung (aus den Jahren 1823/24) ist vollständig erhalten. Sie besteht aus 105, von K. Lachmann selbst durchgezählten Blättern (Länge 24,5 cm, Breite 19,5 cm), die beidseitig beschrieben sind. K. Lachmann hat die Blätter der Länge nach gefaltet und recto wie verso jeweils nur die linke Hälfte beschrieben. Die rechte Hälfte blieb zunächst frei. Die Abhandlung ist in 15 Abschnitte (mit Überschriften) gegliedert (A–P). Dieser Teil umfaßt fol. 1^r bis 99^v. fol. 100 hat nicht existiert. Auf fol. 101^r begann K. Lachmann mit der abschließenden „Übersicht der althochdeutschen Prosodie und Verskunst“, die auf fol. 106^v (oben) endet (16.03.1824). Später, wahrscheinlich in den 30er Jahren des 19. Jahrhun-

derts, hat K. Lachmann selbst eine Abschnittsübersicht auf fol. 106^v eingetragen. Aus dieser Zeit dürften auch die Nachträge zu einzelnen Stellen stammen. (Sie sind im Apparat der Ausgabe durch: „nachgetragen“ bzw. „nachträglich eingetragen“ bezeichnet.)

Die Abhandlung war von K. Lachmann (damals Königsberg) von vornherein für Jacob Grimm (in Kassel) bestimmt. Mit Brief aus dem Juni 1823 (beendet am 2. Juli 1823) schickt er den Anfang der Untersuchung nach Kassel: „Lieber Freund, diesmahl werde ich nicht viel schreiben, da Sie sich doch schon durch zehn beifolgende Blätter mit Otfriedischen Accenten durchschlagen müssen. Ich habe Ihre Erfindung nachgemacht: wenn Sie gelegentlich mir die Ränder beschrieben zurückschickten, so hätte ich mehr davon als wenn Sie auf dies und das antworten: denn Sie sehen wohl daß das Meiste nur Fragen sind.“³ Die erste Sendung bestand aus den Abschnitten A (Prosodisches aus althochdeutschen Versen – fol. 1–6) und B (Verschlingung zweier Silben etc. auf Hebung und Senkung – fol. 7–10). In Abschnitt A hat J. Grimm die freien Blatthälften für Randnotizen benutzt. Sie sind in der Ausgabe unter K. Lachmanns Text abgedruckt (2. Apparat). J. Grimm dankt mit Brief vom 25. Juli 1823 (Nr. 73) für die Sendung: „Die mittheilungen über alth. prosodie und metrik sind mir höchstwillkommen . . . ich muß sie ordentlich durchlesen, studieren und mir ausziehen, dazu gehört zeit“. Am 4. Oktober 1823 (Nr. 74) kündigt er die Rücksendung der „metrischen blätter“ (durch Professor Schöler aus Danzig) an: „Gern hätte ich sie noch länger behalten, doch die gute gelegenheit sollte nicht versäumt werden; was ich beifügen konnte ist geringfügig, ein paar Bogen die ich hinzugelegt zeigen Ihnen wenigstens, mit welcher theilnahme ich Ihren ansichten gefolgt bin.“ Bei den „paar Bogen“ handelt es sich um 17 Seiten, die er nach der Lektüre von Abschnitt A und B niedergeschrieben hatte. Sie sind in der vorliegenden Ausgabe nach Abschnitt A von K. Lachmann abgedruckt. Am 20. Oktober 1823 (Nr. 75) dankt K. Lachmann dafür, „daß Sie die Otfriedischen Sachen so freundlich aufgenommen haben, thun Sies auch mit denen, die nun kommen. Jene sind noch nicht wieder da . . .“ Der Brief begleitet eine neue Sendung an Jacob Grimm mit folgenden Bemerkungen: „dann war ich an den Geschichten, die ich nun mitgehen lasse, und die ich mit jedem Tage zu beendigen dachte. Nun sind sie doch nicht fertig, ja nicht

³ A. Leitzmann, Briefwechsel der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm mit Karl Lachmann. 2 Bände. Jena 1927, Nr. 71, S. 407.

einmahl wieder durchgesehn, ich wollte aber nicht länger nachlässig scheinen. Mir scheint es nun selbst beinah als wenns mahl zu einer Prosodie und Verskunst kommen könnte . . .“ Es dürfte sich dabei um das Manuskript „Erster schwacher Anfang einer Eschenbach. Verskunst“ handeln, für das J. Grimm mit Brief vom 23. November 1823 (Nr. 77) dankt: „In jenen tagen des drangs, versteht es sich beinahe, konnte ich Ihre abhandlung über Eschenbachs metrik nur durchblättern und mich auf ein genaues lesen und studieren derselben freuen. Vorläufig ist sie gleich von mir Benecken zugeschickt worden, denn das erlaubten Sie das vorigemahl und haben sicher nichts dawider. Geantwortet hat er noch nicht; er wird wieder wünschen, daß Sie bald drucken lassen, was gedruckt bequemer zu lesen und durchzuarbeiten ist; man braucht sich dann auch nichts zu excerpieren. Die herausgabe mhd. dichter wird nun immer schwerer und gelehrter werden; ja, eh Sies an Wolfram gezeigt haben, solltes niemand mehr wagen“ (S. 429).

Am 11. Dezember 1823 (Nr. 78) reagiert K. Lachmann auf die Rücksendung der ersten zehn Blätter seiner ahd. Untersuchung und der 17 Seiten, die J. Grimm dazugelegt hatte: „Für Ihre re-otfridica kann ich nicht genug danken. Sie haben weit mehr getan als ich hoffen konnte, alles neu nach untersucht. Sie gehen oft weiter als ich, und haben manches worüber ich noch nicht urtheilen kann. Auf einiges will ich mit dem paket antworten. Ihre weise ist anders als meine, Sie sind viel lebhafter: bei mir heißt es *discendo docemus*.“ Dem Brief dürften als „paket“ die Abschnitte C, D und E seiner Abhandlung beigelegt gewesen sein, die den stumpfreimenden Versschluß im mhd. Vers behandeln. Auf diese Sendung antwortet J. Grimm im Brief vom 27. Dezember 1823 (Nr. 79) mit der Bitte um Aufschub: „schreiben Sie mir auch, wie lange Ihre metrica noch bei mir bleiben dürfen?“ – was sich auch auf die „Eschenbach. Verskunst“ beziehen dürfte. Erst am 2. Februar 1824 (Nr. 80) berichtet K. Lachmann über die Fortschritte seiner ahd. Abhandlung: „Ich war eben im Otfried bei der elision“ [Abschnitt L: Synalöphe und Hiatus]: „die sogenannten versetzten hebungen sind fertig, und sehr beschränkt“ [Abschnitt F und G], „desgleichen der mehrsilbige Auftact“ [Abschnitt K] „und die einsilbigen schwebsilben“ [Abschnitt I: Von zusammenziehung zweier kürzen in eine silbe]. Dieser Teil der Untersuchung ist zu diesem Zeitpunkt anscheinend nicht an J. Grimm nach Kassel geschickt worden. K. Lachmann arbeitete rasch an der Fertigstellung der Abhandlung. Am 4. März, seinem 32. Geburtstag, wie er fol. 79^v vermerkt, beginnt er mit

Abschnitt M [Überladene vierte Senkung, fol. 79ff. – das erste Mal in Abschnitt D behandelt]. Am 16. März 1824 ist die Arbeit beendet und sind die Ergebnisse abschließend in der „Übersicht der althochdeutschen Prosodie und Verskunst“ (fol. 101–106) zusammengefaßt. Danach hat sich K. Lachmann auf seine Handschriftenreise begeben: „Sie führte ihn über Wolfenbüttel, Kassel, wo er die Gebrüder Grimm besuchte, München bis nach St. Gallen.“⁴ Es ist möglich, aber nicht zu erweisen, daß er die fertiggestellte Untersuchung auf die Reise mitgenommen und bei den Brüdern Grimm in Kassel zurückgelassen hat. Auf der Rückreise war K. Lachmann im Oktober 1824 wieder in Kassel und überließ den Brüdern Grimm die auf der Reise angefertigten Handschriftenabschriften und -kollationen zur Benutzung. Darüber schreibt J. Grimm an G. F. Benecke: „Von seiner ausbeute hatte er nichts bei sich, aber es entgeht uns nichts davon. Sein Coffe wird an mich adressiert; ich habe die schlüssel dazu behalten und darf mir alles wichtige abschreiben.“⁵ Der „Coffe“ traf wohlbehalten in Kassel ein; die Brüder Grimm entnahmen ihm das, was sie abschreiben wollten, und schickten ihn dann nach Berlin weiter: „Zugelegt habe ich Ihr exemplar des Graff und die papiere, welche Sie den sommer hier ließen, auch die zwanzig blätter metrica, die ich voriges jahr empfangen hatte“, schreibt J. Grimm am 30. November 1824 (Nr. 86) an K. Lachmann. Bei den „zwanzig blätter metrica“ dürfte es sich um K. Lachmanns Manuskript: „Erster schwacher Anfang einer Eschenbach. Verskunst“ gehandelt haben.

Auf jeden Fall war die vollständige Abhandlung „Über Althochdeutsche Prosodie und Verskunst“ Anfang der 30er Jahre in K. Lachmanns Händen. Auf sie gründet sich seine Abhandlung „Über althochdeutsche Betonung und Verskunst“ (Erste und Zweite Abtheilung). Auf sie gehen auch seine Äußerungen über Otfrids Versgebrauch zurück, die er der zweiten Auflage von Hartmanns von Aue „Iwein“ (Berlin 1843) in den „Lesarten“ zugefügt hat.⁶ In diesen Zufügungen vergleicht K. Lach-

⁴ M. Hertz, Karl Lachmann. Eine Biographie. Berlin 1851, S. 59.

⁵ W. Müller, Briefe der Brüder Jacob und Wilhelm Grimm an Georg Friedrich Benecke aus den Jahren 1808–1829. Göttingen 1889, Nr. 68 vom 30. Oktober 1824.

⁶ Sie betreffen den Verseingang (zu v. 2170: Auftakt; v. 309: überfüllten ersten Fuß; v. 1118: schwebende Betonung), Senkungsfüllung (zu v. 651: Verschleifung auf der Senkung; v. 866: zweisilbige Wörter in der Senkung), den Versschluß des stumpfreimenden Verses (zu vv. 881; 1159; 2943) und die Betonung viersilbiger Komposita mit un- (zu v. 6360). Zu v. 7764 formuliert er seine Regel von Synäresis

mann den ahd. und den mhd. Vers und konstatiert, allerdings sehr eingeschränkt, prosodische und metrische Veränderungen. Auf die Freiheiten des frühmhd. Versbaus geht er dabei an keiner Stelle ein. Aus dem Jahr 1844 stammt auch K. Lachmanns knappe Fassung seiner mhd. Metrik.⁷

Die Abhandlung „Über althochdeutsche Prosodie und Verskunst“ blieb bis zum Tode K. Lachmanns 1851 in seinem Besitz. Über ihren späteren Verbleib gibt erst die Wiederentdeckung Aufschluß. Am 14. März 1864 (Nr. 19) schreibt K. Müllenhoff aus Berlin an W. Scherer in Wien: „... da erfahre ich Sonntag Abend von Haupt, daß er das Lachmannsche Originalmanuscript über die Metrik in Händen habe; er müsse es aber erst zusammensuchen. Gestern abend hat er sie (die Papiere) mir nun beim Weggehen in Mommsens Gegenwart in einer Weise gegeben, daß ich im Augenblick mich nicht rasch genug entschließen konnte zu fragen, ob ich sie nicht Ihnen schicken dürfe.“⁸ Das Manuskript war also nach K. Lachmanns Tode 1851 ebenso wie seine Vorlesungsmanuskripte in den Besitz seines Freundes und Nachfolgers in Berlin, Moriz Haupt, übergegangen.

Im selben Brief teilt K. Müllenhoff seinen ersten Eindruck über das Manuskript mit: „Nur einige Blätter fehlen; sonst ist das Manuskript sehr gut erhalten; es hat gegen Grimms Abschrift auch den Vorzug daß alle Beispiele voll ausgeschrieben sind.“ Eine „Abschrift“ Grimms habe ich im Grimmnachlaß nicht auffinden können. Ich nehme an, daß K. Müllenhoff jene 17 Seiten, die J. Grimm der ersten Teilsendung (fol. 1–10) beigelegt hatte, als „Abschrift“ aufgefaßt hat. Über eine vollständige Publikation des Manuskripts äußert er sich zunächst sehr skeptisch: „Aber indem ich es gestern Abend wieder angesehen, hab ich mich doch davon überzeugt, wie es auch Haupts Meinung ist, daß es so nicht druckbar ist. Es ist nur eine Vorarbeit, ein ‚schätzbares Material‘, woraus sich ohne große Mühe etwas sehr gutes gestalten läßt“ (S. 39). Noch am selben Abend

(Verschmelzung des auslautenden Vokals mit dem anlautenden in der Senkung) und Synalöphe (der Schwächung des auslautenden Vokals vor vokalisch anlautender Hebungssilbe).

⁷ Lachmanns mittelhochdeutsche Metrik. *Germania* 2 (1857), S. 105–108; und: K. Müllenhoff, *Paradigmata zur deutschen Grammatik zum Gebrauch für Vorlesungen nebst Lachmanns Abriss der mittelhochdeutschen Metrik*. 1. Aufl. Berlin 1859.

⁸ A. Leitzmann, *Briefwechsel zwischen Karl Müllenhoff und Wilhelm Scherer*. Berlin und Leipzig 1937.

schreibt er wieder an W. Scherer, nachdem er von M. Haupt die Erlaubnis erhalten hat, das Manuskript an ihn weiterzugeben: „Da haben Sie Alles, was ich Ihnen heut morgen noch nicht schicken konnte, mit dem besten Gruße von Haupt, der nur bittet ihm das Manuscript zurückzustellen, wenn Sie es ausgebraucht haben. Sie können es aber so lange behalten, als es Ihnen nötig ist. Sie werden sehen, daß es viel mehr ist als was J. Grimm sich abgeschrieben, und daß erst die ganze Lehre, allerdings in den Hauptpunkten feststehend, darin im Entstehen ist. Sie werden nun auch bald selbst zugeben, daß es sich nicht abdrucken oder durch Zustutzen zum Druck einrichten läßt, sondern die ganze Sache ist mit den Modificationen, die sich aus Lachmanns späteren Bemerkungen und dem letzten Theil der Arbeit ergeben, neu darzustellen, und dazu liegt hier das trefflichste Material und eine Fülle feiner Beobachtungen vor“ (Nr. 20, S. 44ff.). Den Anlaß für die Übersendung des Manuskripts an W. Scherer bot dessen Beschäftigung mit dem Wiener Otrfridkodex für die „Alt-deutschen Sprachproben“ von K. Müllenhoff, die Berlin 1864 erschienen. Im Brief vom 3. März 1864 hatte ihm W. Scherer von den Neumen in der Wiener Handschrift und über eigene Untersuchungen zu Hiatt und Synalöphe in Otrfrids Versen berichtet (Nr. 17, S. 31ff.). Er setzt damit seine früheren kritischen Bemerkungen zu K. Lachmanns Äußerungen über Synalöphe im ahd. Vers („Iwein“ zu v. 7764) fort (Nr. 15, S. 22).

W. Scherer dankt am 7. April 1864 für die „kostbare Sendung“, in die er zunächst nur „schüchterne Blicke“ geworfen hätte. Er stimmt deshalb K. Müllenhoffs Urteil uneingeschränkt zu: „Über die Metrik bin ich vollständig Ihrer Ansicht, daß eine Umarbeitung notwendig ist, vielleicht in der Form einer Fortsetzung der Abhandlung über Betonung und Verskunst“ (1. Abtheilung, Berlin 1834 – S. 48, Nr. 21). Im Brief vom 27. Oktober 1864 erwägt er die Möglichkeit, „Lachmanns Metrik“ zusammen mit den Briefen „zwischen J. und W. Grimm und Lachmann und Benecke“ herauszugeben: „Herman Grimm hat mir schon vor längerer Zeit angetragen sie herauszugeben“ (Nr. 29, S. 81). Diese Ausgabe ist nicht zustande gekommen.⁹ Anlässlich seiner Metrikvorlesung im Win-

⁹ H. Grimm hatte W. Scherer am 5. 8. 1864 geschrieben: „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen. Geben Sie die Correspondenz meines Vaters und Onkels mit Lachmann und Benecke als Kern einer Geschichte der germanistischen Wissenschaft heraus und schreiben Sie dieses Buch in Berlin.“ W. Scherer seinerseits hat H. Grimm im Brief vom 16. 12. 1864 Vorstellungen über diese Aufgabe entwickelt: „Die Herausgabe der Briefe hat, seit Sie den Gedanken äußerten, für mich einen Gegenstand

tersemester 1864/65 hat sich W. Scherer jedoch intensiv mit K. Lachmanns Manuskript beschäftigt. Im Brief vom 8. November 1864 teilt er K. Müllenhoff seine Vorstellungen über die Ausgabe mit: „Das beste was ich von meiner Metrikvorlesung hatte war, daß ich das Lachmannsche Manuscript endlich einmal ordentlich durcharbeitete ... Auch über die Art und Weise der Veröffentlichung sann ich natürlich viel hin und her, und einige Gesichtspunkte mögen mir wohl aufgegangen sein, die bleiben können. Meine Neigung geht dahin, möglichst viel beizubehalten, in der Mehrzahl der Fälle sogar sämtliche Beispiele ... Was die fehlenden Blätter des Manuskripts enthielten kann ich mir noch in den wenigsten Fällen vorstellen, vielleicht war es gröstenteils mhd. Metrik. Nur einmal sicher ist ahd. verloren und verlangt Ergänzungen“ (Nr. 30, S. 85f.). K. Müllenhoff stimmt ohne Einschränkung zu (Nr. 31, 22. November 1864): „Mir scheint der Plan, den Sie für die Bearbeitung der Lachmannschen metrischen Hinterlassenschaft gefaßt haben, vortrefflich, wenn er sich Ihnen unter der Hand auch noch vielleicht umgestaltet oder modificiert ... Daß der Reichtum des gesammelten Materials nicht verloren gehen darf, sondern möglichst vollständig gegeben werden muß, ist von Anfang an meine Meinung gewesen“ (S. 90).

beständiger Erwägung gebildet. Die Ausgabe lockt mich ..., auch Müllenhoff hält sie für nützlich ... Eine ganze Geschichte der Wissenschaft von altdeutscher Philologie daran zu knüpfen, würde ich nicht mehr für passend halten ...“ Dagegen hatte aber H. Grimm Einwände erhoben (Brief vom 19. 12. 1864): „Nun fassen Sie die Sache anders auf und wollen die Herausgabe der Briefe zum Mittelpunkt machen ...“ W. Scherer antwortet am 21. 12. 1864: „Die nähere Art der Veröffentlichung kann mir erst bei der Arbeit selbst klar werden, ich kenne ja nur einen kleineren Theil der Briefe. Oberster Grundsatz müßte sein: jede überflüssige Ausführlichkeit zu meiden. Und strenges Festhalten dieses Grundsatzes wird vielleicht dahin führen, in manchen Fällen von dem Wortlaut ganz abzusehen und nur die historischen Ergebnisse aufzufassen. Der Band könnte nach Gegenständen gegliedert werden, das ganze „Beiträge zur Geschichte der altdeutschen Philologie“ heißen. Das ergäbe den Vortheil, daß man Lachmanns ganze althochdeutsche Metrik, von der sich ein sehr verständiges Mscr. aus Haupts Besitz jetzt in meinen Händen befindet, damit vereinigen könnte. Das Buch könnte kein altdeutscher Philolog entbehren.“ In der Nachschrift (22. Dez.): „Ich habe noch einmal geschlafen über die Sache. Und bin nun so gut als entschlossen, für diesen Sommer noch auf die Ausführung zu verzichten.“ Danach ist im Briefwechsel W. Scherer – H. Grimm von dem Plan nicht mehr die Rede.

Die zitierten Briefe H. Grimms befinden sich im Zentralarchiv der Akademie der Wissenschaften der DDR, Berlin (Nachlaß W. Scherer); die Briefe W. Scherers im Hessischen Staatsarchiv Marburg (340 Grimm Br4722). Ich danke beiden Institutionen für die freundliche Erlaubnis, aus den Briefen zu zitieren.

Danach gibt es im Briefwechsel K. Müllenhoff/W. Scherer lange Zeit keine direkten Äußerungen über K. Lachmanns Manuskript „Über althochdeutsche Prosodie und Verskunst“. Erst am 19. Juni 1874 (Nr. 269) wendet sich K. Müllenhoff wieder in Metricis, ein weiteres Manuskript K. Lachmanns betreffend, an W. Scherer (Straßburg): „Lieber Scherer, Gestern erfahre ich durch Hercher daß die ungedruckte Fortsetzung der Abhandlung über ahd. Betonung und Verskunst Ihnen überliefert werden soll. Es soll für mich das wohl noch eine Strafe und Rache sein, da ich nur um das eine Stück gleich anfangs gebeten hatte und es zu retten suchte. Habeant sibi: Es wird nun von Ihrer Gnade abhängen ob ich noch die Lachmannischen Abhandlungen gesammelt herausgebe, was ich von Haupts Gnade nie erlangen konnte. Aber vielleicht behalten Sie sich selbst die Aufgabe vor oder wir vereinigen uns zum gemeinsamen Werke?“ (S. 541).

M. Haupt war am 8. Februar 1874 in Berlin verstorben. In seinem Nachlaß hatte sich also das bis zu diesem Zeitpunkt noch nicht publizierte Manuskript K. Lachmanns: „Über ahd. Betonung und Verskunst. Zweite Abtheilung, gelesen in der Akademie am 17. Juli 1834“ befunden. W. Scherer muß es tatsächlich erhalten und K. Müllenhoff zur Publikation überlassen haben, denn K. Müllenhoff hat es in: „Kleinere Schriften zur deutschen Philologie von Karl Lachmann“ (Berlin 1876, S. 394–406) herausgegeben. K. Müllenhoff verspricht im Brief vom 22. April 1876: „... und schicke ich Ihnen auch in den nächsten Tagen die Ahd. Betonung und Verskunst; ich will sie heute nur noch nicht aus der Hand lassen, weil noch eine Superrevision bevorsteht ...“ (Nr. 308, S. 594).

Wahrscheinlich ist K. Lachmanns Abhandlung „Über althochdeutsche Prosodie und Verskunst“ und das Manuskript des Akademievortrags (gehalten am 17. Juli 1834) in W. Scherers Besitz geblieben. Darauf weist K. Müllenhoffs großer Mahnbrief an W. Scherer (17. 2. 1876 – Nr. 304, S. 585ff.), in dem er ihm mehr „Einfachheit und Mäßigung“ in seinen Publikationen, seiner Methode und in seiner Reaktion auf Kritik empfiehlt: „Darf ich Ihnen noch zu alledem einen Rath erteilen? ... – so möchte ich Ihnen raten, nehmen Sie sich eine recht große, strenge Arbeit vor und führen Sie sie bis ins kleinste durch, ohne viel rechts und links zu blicken ... – ich denke an Lachmanns oder die althochdeutsche Metrik ...“ (S. 586/587).

K. Lachmanns Abhandlung „Über althochdeutsche Prosodie und Verskunst“, zusammen mit den Ausführungen von J. Grimm (17 Seiten),

befindet sich heute in Mappe Nr. 733 des Nachlasses der Brüder Grimm; ferner befinden sich dort weitere Manuskripte von K. Lachmann:

- 1) Erster schwacher Anfang einer Eschenbach. Verskunst (20 Bll. und 4 Bll. Beleglisten);
- 2) Über althochdeutsche Betonung und Verskunst. II. Abtheilung (13. 7. – 17. 7. 1834);
- 3) Mittelhochdeutsche Metrik (1 Bl.);
- 4) Bruchstücke verschiedenen Inhalts (so Bleistiftnotiz auf dem Umschlagblatt).

Dazu kommt:

- 5) K. Lachmanns Handexemplar von: „Über althochdeutsche Betonung und Verskunst.“ Erste Abtheilung. Berlin 1834 (mit Randnotizen K. Lachmanns. – Auf dem Umschlag: „für Scherer“, von unbekannt gebliebener Hand).

Ferner:

Mittelhochdeutsche Verskunst (11 Bll.), ein Vorlesungsmanuskript (wohl von K. Müllenhoff ?), sowie, von derselben Hand,

Zusammenfassungen von

- a) K. Lachmanns Äußerungen zur Metrik (aus: Iwein; Nibelungenlied und Klage; Walther von der Vogelweide);
- b) K. Lachmann, Über althochdeutsche Betonung und Verskunst. I. Abtheilung. 1834.
- c) W. Grimm, Geschichte des Reims. Berlin 1851.

Ich möchte annehmen, daß alle Stücke (auch Nr. 1: Erster schwacher Anfang einer Eschenbach. Verskunst) nach K. Lachmanns Tode an M. Haupt gekommen sind. W. Scherer erhielt über K. Müllenhoff zunächst die Abhandlung „Über althochdeutsche Betonung und Verskunst“, nach dem Tode von M. Haupt wahrscheinlich die übrigen Stücke. Auf welchem Wege dieses Paket an H. Grimm gekommen ist, habe ich nicht ermitteln können.

Auf dem Vorsatzblatt der Abhandlung „Über althochdeutsche Prosodie und Verskunst“ befindet sich eine Notiz von Edward Schröder: „Lachmanns Metrik. Von Herman Grimm mir (Schröder) persönlich anvertraut.“ Am 23. 3. 1899 hat R. Steig, der Vertraute H. Grimms, die Abhandlung, wie er ebenfalls auf dem Vorsatzblatt vermerkt, „in den Grimmschrank“ gegeben. Es ist möglich, daß die 17 Seiten von J. Grimm damals vor K. Lachmanns Abhandlung lagen, so daß der Eindruck entstanden war, es handle sich bei dem ganzen Bündel um Arbeiten von J. Grimm. Lachmanns Manuskript war anscheinend unvollständig, worauf der Eintrag (von mir unbekannt gebliebener Hand) auf dem Vorsatzblatt weist:

„Es fehlen die blätter 10. 14. 15. 16. 17. 95. 96. 99. 100.“ Von diesen Zahlen sind alle außer der letzten mit Bleistift durchgestrichen. Das Manuskript ist heute wieder vollständig – fol. 100 hat nie existiert. Die zeitweise fehlenden Blätter enthalten teilweise Ausführungen zur mhd. Metrik (fol. 10; 14; 15; 16; 17), die übrigen (fol. 95; 96; 99) stammen aus P (Synalöphe und Hiatus), dem letzten Abschnitt der Abhandlung. Es ist möglich, daß sich die fehlenden Blätter bei einem der anderen Manuskripte befanden (womöglich bei: Erster schwacher Anfang einer Eschenbach. Verskunst?) und erst bei der Zusammenfügung aller heutigen Bestandteile der Mappe 733 wieder richtig eingeordnet worden sind.

H. Daffis hat die Mappe unter dem Titel „Metrica“ als Nr. 733 in das „Inventar der Grimm-Schränke in der Preußischen Staatsbibliothek“¹⁰ aufgenommen. A. Leitzmann hat die Mappe 733 anlässlich seiner Ausgabe des Briefwechsels der Brüder Grimm mit K. Lachmann nicht durchgesehen; denn er druckt im Bd. II. III. Beilagen. 2. S. 946–958 J. Grimms teilweise Abschrift von: „Erster schwacher Anfang einer Eschenbach. Verskunst“ ab ohne Hinweis auf K. Lachmanns vollständiges Manuskript (20 Bll.) im Nachlaß der Brüder Grimm.

1.2 Karl Lachmanns Metrik

1.2.1 Terminologie

K. Lachmann benutzt weitgehend die Terminologie der griechischen Metrik und Grammatik. Doch versucht er nicht, den ahd. Endreimvers entsprechend der Silbenquantität zu analysieren, sondern geht vom Prinzip des Wechsels von tonstärkeren und tonschwächeren Silben aus: „Es wechseln vier senkungen und vier hebungen, jede zu einer silbe. Die wörter werden so eingepaßt, daß die senkung schwächer betont ist als die zwei sie umgebenden hebungen“ (Übersicht, fol. 103^r). Bei der Analyse teilt er den Vers grundsätzlich in (vier) „Versfüße“ auf; jeder „Versfuß“ besteht aus Senkung und Hebung, was aber nicht, wie er ausdrücklich betont, als jambischer Rhythmus mißverstanden werden darf. Eine einzige Senkungssilbe vor der ersten Hebung ist also durchaus Regel: K. Lachmann spricht (Abschnitt K: Mehrsilb. Auftact) von mehrsilbigem Auftakt nur, wenn mehr als eine Senkungssilbe der ersten Hebung vorausgeht;

¹⁰ H. Daffis, Inventar der Grimm-Schränke in der Preußischen Staatsbibliothek. Leipzig 1923.

diese Erscheinung nennt er in der „Übersicht“, fol. 104^r, „Vermehrte anakrusis“ (ἡ ἀνάκρουσις). Bei fehlender Senkung im Verseingang wie im Versinnern ist seine Bezeichnungsweise nicht einheitlich. Fällt auf ein drei- oder viersilbiges Wort mit langer erster und zweiter Silbe mehr als ein Iktus, so spricht K. Lachmann von „versetzter (dritter, zweiter und erster) Hebung“ (Abschnitt F). Fehlt eine Senkung dagegen nach der ersten, langen Silbe eines zweisilbigen Wortes oder nach einem einsilbigen Wort, so nennt er sie „fehlende Senkung“ (Abschnitt N: Fehlende Senkung). In den Versen, wo trotz Hiats eine Senkung ausfällt, rechnet K. Lachmann mit einer „kleinen pause“ bzw. einem „halt“ zwischen den beiden Hebungen.

Besondere Aufmerksamkeit gilt der Behandlung des Hiats im ahd. Reimvers. Abgesehen von den seltenen Versen, in denen trotz Hiats mit Ausfall der „Senkung“ zu rechnen ist, behandelt K. Lachmann alle betroffenen Verse in Abschnitt L: „Über synalöphe und hiatus“. In der Überschrift ist der Terminus „synalöphe“ allgemein zur Bezeichnung der Verschmelzung zweier Silben gebraucht. In der Zusammenfassung von Abschnitt L (fol. 55^v–56^r) benutzt er „synalöphe“ jedoch in eingeschränkter Bedeutung: Er unterscheidet konsequent zwischen „synalöphe“ und „synäresis“:¹¹ „Synalöphe in eigentlicher Bedeutung“ tritt ein, wenn der auslautende Vokal des ersten Wortes schwächer ist (*in mánagemo ágaleize*); „Synäresis“ dagegen, wenn der anlautende Vokal des zweiten Wortes geschwächt wird (*was líuto filu in flīze*). Grundsätzlich gilt im ahd. Vers: „in der hebung nur synalöphe, in der senkung nur synäresis“ (fol. 56^{r-v}). Er ergänzt diesen Satz in der Zusammenfassung: daß auf Hebungen ahd. sowohl „synäresis als synalöphe“ gestattet ist (fol. 104^v). Von „Synalöphe (in allgemeiner Bedeutung)“ wird „Ekthlipsis“, d. h. Schwund des auslautenden bzw. anlautenden Vokals, streng geschieden. Den graphisch vollzogenen Schwund eines auslautenden Vokals bezeichnet er als „Apokope“, den eines anlautenden Vokals als „Aphäresis“.

Die Unterscheidung zwischen „Synalöphe in eigentlicher Bedeutung“ und „Synäresis“ ist insofern einleuchtend, als dadurch die versrhythmi-

¹¹ Im Untersuchungsteil von Abschnitt L gebraucht er anfänglich anstelle von „Synäresis“ noch den Terminus „Krasis“, verzichtet aber in der später formulierten Zusammenfassung von Abschnitt L (fol. 55^r–56^v) ausdrücklich auf ihn und wendet ihn nur noch auf die auch graphisch vollzogene Verschmelzung von Wörtern wie *theist*, *theih an*.

schen Gegebenheiten, unter denen die Silbenverschmelzung stattfindet, in die Bestimmung einbezogen sind: „Synäresis“ ist Vokalverschleifung in der Senkung nach der Hebung, Synalöphe dagegen Vokalschwächung vor der Hebung. Die Trennung von „Synalöphe (in allgemeiner Bedeutung)“ und „Ekthlipsis“ ist insofern notwendig, als die heute übliche Terminologie, die im allgemeinen nur zwischen Elision und Synalöphe scheidet, vom Ausfall des aus- wie des anlautenden Vokals ausgeht.¹² K. Lachmann dagegen versteht unter „Synalöphe“ nicht die Ausstoßung eines Vokals, vielmehr „affizieren beide einander und zwar (den schwächeren der stärkere)“ (fol. 55^v).¹³ Er unterscheidet weiter zwischen „Synekphonesis“, d. h. Synalöphe in allgemeiner Bedeutung, und „Synizesis“, d. h. Vokalverschmelzung innerhalb eines Wortes. Er hat jedoch „Synizesis“ im ahd. Vers nicht untersucht, sondern lediglich in der abschließenden „Übersicht“ als „bleibt noch zu untersuchen“ mit den Beispielen *galilēa*, *irmūait* angeführt (fol. 105^r).

Bei der Untersuchung von Synäresis wie von Synalöphe in eigentlicher Bedeutung spielt die Tonstärke einsilbiger Wörter bzw. Präfixe innerhalb kleinerer Redeeinheiten eine Rolle. K. Lachmann scheidet bei schwachbetonten Wörtern bzw. Praefixen zwischen „Enklitica“ und „Atona“ („Enklitika giebt es im Althochd. nicht“, fol. 101^v), und bestimmt anschlie-

¹² So S. Beyschlag, *Altdeutsche Verskunst in Grundzügen*. Nürnberg 1969, S. 54/55. W. Hoffmann, *Altdeutsche Metrik*. 2. Aufl. Stuttgart 1981, unterscheidet Elision (Wegfall des auslautenden Vokals) von Aphärese, dem Wegfall des anlautenden Vokals: „Zu ihr kommt es, wenn der auslautende Vokal eine Länge ist, z. B. *dō ich*; sie führt zur Verschmelzung (Synalöphe) der beiden Wörter: *dōch ...*“ (S. 71). In: *Deutsche Metrik* von O. Paul/I. Glier (9. Aufl. Regensburg 1979) wird in § 48 zunächst von der „Unterdrückung“ des aus- wie des anlautenden Vokals gesprochen, dann aber werden beide Erscheinungen als „Auslassungen“ bezeichnet.

¹³ In der abschließenden „Übersicht der althochdeutschen prosodie und verskunst“ verzichtet K. Lachmann auf den Terminus „Synalöphe“ (in allgemeiner Bedeutung) und setzt stattdessen „Elision“, aber er trennt auch hier ausdrücklich: „Zwei arten, synäresis (verschlingung des ausl. vokals mit dem anlaut. zu einem diphthong, triphthong p) und synalöphe (schwächung des ausl. vocals). Jene macht natürlich die silbe lang, diese nicht“ (fol. 102^r).

In „Lachmanns Mittelhochdeutscher Metrik“ von 1844 ist die Unterscheidung von „Synäresis“ und „Synalöphe“ (in eigentlicher Bedeutung) beibehalten, wenn auch auf die beiden Begriffe verzichtet wird: Eine zweisilbige Senkung wird „einsilbig a) durch Verschmelzung des Aus- und Anlauts auf der Senkung“ [das ist Synäresis] oder „durch Elision der lang- oder kurzsilbigen Senkung in die folgende Hebung“ [das ist Synalöphe in eigentlicher Bedeutung]. Nur bei ihr rechnet er mit „Verkürzung“: „meistens nur wo Verkürzung möglich ist bei langsilbigen, selten Nomina.“

ßend die ahd. „Atona“ (fol. 102^{r/v}). Unter „Atona“ versteht er sowohl Proklitika als auch Enklitika in heutigem Verständnis, bestimmt sie aber nur bezüglich der Tonstärke der folgenden, nicht der vorausgehenden Silbe.¹⁴

Im übrigen benutzt K. Lachmann die bis heute in der griechischen Prosodie und Metrik üblichen Begriffe: Er bezeichnet Wörter mit dem Akzent auf der letzten Silbe (*ultima*) als *oxytona*, auf der vorletzten Silbe (*paenultima*) als *paroxytona*, auf der drittletzten Silbe (*antepaenultima*) als *proparoxytona*; als *barytona* solche, die nicht auf der letzten Silbe betont werden. Die Silbenfolge ◡–◡ nennt er *amphibrachisch*, die Folge ◡◡◡ *tribrachisch*.

a) Fehlende Senkung

Das Gespräch über alt- und mittelhochdeutsche Prosodie und Metrik zwischen J. Grimm (Kassel) und K. Lachmann (Königsberg) setzt mit ihrem Briefwechsel (erhalten ab 11. Dezember 1819) ein. Am 8. Juni 1820 wendet sich J. Grimm an K. Lachmann mit der Bitte, ihm Auskunft über „das Verhältnis von der Quantität und vom Accent“ im altdeutschen Vers zu geben (Nr. 18, S. 150): „Die Lehre von der Quantität und vom Accent scheint mir für unsere alte Sprache außerordentlich schwer. Wir können bloß einige Behauptungen aufstellen, der lebendige Zusammenhang fehlt uns doch. Die Accentuation (Betonung) war nothwendig vorhanden, schon in der gemeinen Sprache, das Gefühl für kurze und lange Silben könnte hingegen der unausgebildeten Poesie gemangelt haben, zudem sich diese in ganz andern Banden, der Alliteration und hernach dem Reime bewegte. Und doch liegt in der Zeitmessung wieder auch so was Natürliches, daß ich sie darum der altdeutschen Poesie nicht gerade absprechen mag . . . Sie sind in unsrer Metrik erfahrener als ich und können mir das wahre und falsche in meinen ansichten nachweisen“ (S. 151). K. Lachmann antwortet (Nr. 19 vom 10. Juni 1820) mit grundsätzlichen Überlegungen: Er setzt den deutschen Vers zunächst vom antiken quantifizierenden Vers ab („1. Von Quantität ist nicht die Rede“) und vergleicht ihn dann mit dem italienischen („In unseren Versen ist, wie in den Ita-

¹⁴ Der Satz: „Enklitika giebt es im Althochd. nicht“ erklärt sich aus den Verhältnissen der griechischen Prosodie: dort können bestimmte Enklitika unter besonderen Umständen ihren Akzent an das vorhergehende Wort verlieren oder ihn als Akut auf das vorhergehende Wort werfen – was im Ahd. nicht der Fall ist. Vgl. dazu die von K. Lachmann in 14. Aufl. herausgegebene Griechische Grammatik von Ph. Buttmann, Berlin 1833, § 14.

lienischen, ein beständiger Streit zwischen Beobachtung der Hebungen und Senkungen, und Zählung der Silben“); danach geht er zum Verhältnis von Prosodie und Metrum im altdeutschen Vers über: „3. ... Unbetonte Silben taugen nur für die Senkung; tieftonige für Hebung und Senkung, hochtonige gebühren der Hebung ...“ Über Ausnahmen (4. von fehlender Senkung und 5. den Auftaktfreiheiten) äußert er sich knapp und nennt als Problem „endlich die Synalöfe (12)“. Im Brief vom 17. Juni 1820 (Nr. 20) setzt er seine Ausführungen fort. Hier spricht er kritisch über Versuche in der neueren deutschen Dichtung, lateinische Versmaße nachzuahmen: „Ich erkläre mich nochmals gegen alles Fragen nach Quantität“ (S. 161). J. Grimm widerspricht ihm (Nr. 23 vom 19. Juli 1820): „Die Quantität der Silben muß doch in unserer Sprache mehr bedeutet haben. Das schließe ich aus der Geschichte der klingenden Reime“ (S. 180). In seiner Antwort (Nr. 26 vom 17. September 1820) leugnet K. Lachmann klingende Reime in Otfriids Evangelienbuch entschieden („weibliche“ R.); aber J. Grimm beharrt auf seiner Ansicht (Nr. 27 vom 24. Oktober 1820). Erst im Brief vom 26. Februar 1821 (Nr. 38), als K. Lachmann die ersten neun Bogen der zweiten Auflage des ersten Bandes von J. Grimms „Deutscher Grammatik“ studiert hat, lenkt er ein: „Übrigens lasse ich mir Ihre Anmerkungen über die Prosodie sehr wohl gefallen, und finde besonders die Untersuchung von Otfriids Reimen fein“ (S. 284). Er gibt nun tatsächlich klingende Reime im ahd. Vers zu, beschränkt sie aber auf zweisilbige Reimwörter mit Diphthong in der Stammsilbe (*giangen: fiangen*) und entwirft seinerseits (S. 285/86) eine Übersicht über Otfriids Reimmöglichkeiten, geordnet nach Silbenzahl, -quantität und -betonung. Zu einer intensiven Beschäftigung mit ahd. Metrik kommt er zu diesem Zeitpunkt noch nicht. Seit Ende 1818/Anfang 1819 beschäftigt er sich zunächst mit dem mhd. Vers in den epischen Dichtungen Wolframs von Eschenbach, Hartmanns von Aue und im Nibelungenlied. In seiner „Auswahl aus den hochdeutschen Dichtern des dreizehnten Jahrhunderts“¹⁵ hatte er auch noch für das Nibelungenlied, den „zweiten und dritten Sammler“, einsilbige Reime unbetonter Endsilben angenommen und die Entstehung „klingender Reime“ von prosodischen Veränderungen abhängig gemacht: Das „Abnehmen des Tieftons und der gedehnten und geschärften Laute in

¹⁵ Königsberg 1820. Zu „stumpfen Reimen auf ein kurzes tonloses *e* oder *en*“ S. XVIIIff., Anm. 8.

Endungen, durch welches die wahren klingenden Reime erst möglich wurden, ist fortwährend im dreizehnten Jahrhundert zu bemerken“ (S. XIX).

Am 1. Dezember 1822 (Nr. 64) formuliert er im Brief an J. Grimm seine Regel vom mhd. Versende: „Die 2 ersten Füße der gewöhnlichen Verse können die Hebung auf der Stelle der Senkung haben $\cup - | \cup - | \cup - \cup (-)$. *únd daz/tóu vor/der súnnen* (Parz. 2,4). *díenstman/wás er/zú Oúwe* (Arm. Heinr. 5). Aber die beiden letzten Füße des stumpfreimigen müssen rein gehalten werden $\cup \text{ } \cup \text{ } \cup$; niemahls $\cup - | \cup \text{ } \cup$. Also nicht *Dáz/er ím/bíten/de wésel* (Arm. Heinr. 24) $\text{ } \cup \text{ } \cup - | \cup - \cup \text{ } \cup$, sondern *Daz érlim bítlénde wése*, $\cup \text{ } \cup \text{ } \cup$. $\text{ } \cup \text{ } \cup$...“. Er bittet J. Grimm, die „metrische Regel, die mir wahr scheint, ... doch beim Lesen gelegentlich zu versuchen, und auf einem Blatt was dagegen ist anzumerken“ (S. 373).¹⁶

Zu dieser Zeit arbeitet er, wie die Ausführungen in den Briefen an G. F. Benecke und J. Grimm erweisen, bereits an seiner Abhandlung „Erster schwacher Anfang einer Eschenbach. Verskunst“. K. Lachmann behandelt in ihr nur ein Problem: „Vom auslaut der silbe vor der letzten eines stumpfreimenden verses“, zunächst bei Wolfram von Eschenbach. Diesen Abschnitt hat J. Grimm teilweise abgeschrieben (bis fol. 13^r vollständig; danach auszugsweise bis fol. 14^r).¹⁷ Anschließend analysiert K. Lachmann den Versausgang bei Walther von der Vogelweide (ab fol. 14^v), Gottfried von Straßburg (ab fol. 15^r), Hartmann von Aue (ab fol. 16^r) und im Nibelungenlied (ab fol. 19^r bis 20^v). Anfang 1823 beginnt er, sich systematisch mit ahd. Metrik zu beschäftigen: „Vor allen dingen muß ich Otfried ein wenig auf den metrischen Zahn fühlen“, schreibt er am 25. Mai 1823 an J. Grimm (Nr. 68). Danach muß er sich sogleich an die Arbeit gemacht haben.

Im ersten Abschnitt seiner Abhandlung „Über althochdeutsche Prosodie und Verskunst“ beschäftigt sich K. Lachmann noch einmal mit dem Verhältnis zwischen Silbenquantität und Betonung in der altdeutschen Poesie. Er antwortet damit auf J. Grimms „Anmerkung über die prosodie“ in der zweiten Ausgabe des ersten Teils der „Deutschen Grammatik“ (Göttingen 1822). J. Grimm hatte von vornherein zwischen

¹⁶ Er hatte die Regel schon im Brief vom 24. Nov. 1822 an G. F. Benecke formuliert. W. Müller, Bemerkungen Lachmanns über mittelhochdeutsche Verskunst. *Germania* 17 (1872), S. 115–120.

¹⁷ Publiziert in: Briefwechsel [s. Anm. 1], Bd. 2, III: Beilagen C. Von Lachmann: 2. S. 946–958.

„Prosodie“ (Wortbetonung in der Prosarede) und „Accent“ (Wortbetonung im Vers) unterschieden und insbesondere nach der Berücksichtigung der Silbenquantität im „deutschen“ (d. h. germanischen) Vers gefragt: „das gesetz der quantität kann in der sprache vorhanden und selbst noch wirksam sein, ohne daß es eine dichtkunst anwende. Mag es nun uralte verschollene deutsche lieder gegeben haben, oder nicht, in welchen sich eine solche anwendung deutlich offenbarte; so viel scheint anzunehmen, daß die uns verbliebenen ältesten denkmäler unserer poesie, sächsische, hochdeutsche und nordische mehr den accent beachten, als das prosodische maß, wiewohl die bisher vernachlässigte sorgsamere untersuchung dieses gegenstandes erst zu sicheren aufschlüssen führen dürfte. Eine spur des prosodischen princips meine ich inzwischen in der hochdeutschen reimkunst zu entdecken. Die reime sind entw. *stumpfe* oder *klingende* ... 1. Otfried kennt stumpfe und klingende Reime: völliger gleichlaut ist in beiden nicht nöthig, wiewohl oft vorhanden, häufig bloße assonanz“ (S. 16).

Auch K. Lachmann bestimmt das Verhältnis zwischen Prosodie und Akzent zunächst durch die Untersuchung des Akzents dreisilbiger Wörter in der Kadenz und formuliert sogleich seine „Regel vom Accent dreisilbiger Wörter“ dezidiert als prosodisches Gesetz: „Ist die Stammsilbe lang, so ist die nächste höher als die dritte, wenn diese auch lang ist. Ist die Stammsilbe kurz, so ist die nächste, wenn schon lang, tiefer als die dritte. Die kurze Stammsilbe kann in diesem Falle am Versende erkannt werden: die dritte Hebung muß auf sie fallen, die vierte auf die letzte Silbe. Die lange Stammsilbe ist zu erkennen 1., am Versende: sie steht auf der zweiten Hebung, die beiden tieferen Silben auf der dritten und vierten. 2. mitten im Verse nur wo die Stammsilbe und die nächste je eine Vershebung tragen, wozwischen die Senkung fehlt“ (fol. 1^v). Er demonstriert die unterschiedliche Betonung der beiden Worttypen an Versen, in denen sie im Reim miteinander verbunden sind (*wórolti: thíonónti; sítotá: máchótá*) und differenziert bei dreisilbigen Wörtern mit langer Stammsilbe zwischen Wortbetonung und „Versaccent“: „mitten im Verse“ haben sie nur zwei Hebungen (*mit bíttírī dóthes*): „Erst hier zeigt sich eigentlich, daß die letzte Silbe nach langem Stamm, obgleich sie am Versende zur vierten Hebung unter Umständen noch stark genug ist, doch eigentlich minder stark ist als die vorletzte“ (fol. 1^v).

J. Grimm hat ihm aufgrund der in Abschnitt A zitierten Beispiele gerne zugestimmt und seinerseits noch einmal die Frage nach dem Verhältnis

von Silbenquantität und Wortakzent einerseits, Versbetonung andererseits gestellt: „Für jedes kurze einsilb. [wort] kann überall ein langes und umgekehrt stehen. Daher auch lang auf kurz reimt, z. b. *sun: thiarnūn ...*“ Bei zweisilbigen Wörtern dagegen, „d. h. unzus. gesetzte[n]“, ist „a) die quantität der zweiten, d. h. der flexionssilbe ... gleichgültig, z. b. *nimit* gilt soviel als *nimant ...* Fällt der reim auf die zweite lange silbe, so fließt das nicht aus ihrer länge, sondern aus dem (von der länge der ersten silbe abhängenden) accent, z. b. *zeigōt: nōt (zeígōt)* dessen ebenwohl die kurze zweite silbe theilhaftig wird, z. b. *suangar: wār (suángár), brua-der: sēr (brúadér)*“ (S. 3). Anhand der Skandierungsvarianten von dreisilbigen Wörtern mit langer Stammsilbe am Versende und im Versinnern entwirft er knapp einige häufige sprachliche Füllungstypen für Otrfrids Vers: steht das Wort am Versende, so darf „folglich nur eine hebung vorhergehen“ (*mágad scínéntá*); „vor zweisilbig langem reim geht unmittelbar nur lang dreisilbiges, nie kurz dreisilbiges her“ (*blídémo múatê*); ein dreisilbiges mit kurzer Stammsilbe steht im Verseingang, „sobald vor dem zweisilbigen schlußwort noch eine unbetonte silbe vorkommt: *hímiló gizengí*“; „vor einsilbigem reim unmittelbar steht dreisilbiges langstämmiges: *ubar fránkōno lánt*“. (Von ihnen sind die Typen mit charakteristischen beschwerten Hebungen im Verseingang, in der Versmitte und am Versende später von W. Wilmanns als „Lieblingsrhythmen“ Otrfrids bestimmt worden.¹⁸) Doch hat ihn das Verhältnis zwischen Silbenquantität und Versbetonung nicht in Ruhe gelassen. Er formuliert es als historisches Problem: „ist in allen sprachen accentuation das spätere, prosaische, aus der älteren, poetischen quantität entspringende princip? war anfangs bloß quantitierende aussprache, endlich bloß accentuierende? gelten in der mittelperiode beide?“ (S. 5). In die „mittelperiode“ setzt er Otrfrids Versbau und akzeptiert damit die Mitwirkung der Silbenquantität bei der Akzentverteilung im althochdeutschen Vers. Bei den zweisilbigen Wörtern mit langer Stammsilbe wie den dreisilbigen Wörtern mit kurzer kann er für ihre Akzentuation am Versende jedoch eine Veränderung im Lauf der Versgeschichte konstatieren: „allmählig aber verhallte der accent auf der letzten silbe in heílés, sélé und der klingende reim *héiles, séle*, d. h. die zeile mit einer hebung weniger, entsprang“ (S. 12). Den Übergang setzt er, gestützt auf Reimbelege aus Priester

¹⁸ Beiträge zur Geschichte der älteren deutschen Literatur. Heft 3: Der altdeutsche Reimvers. Bonn 1887. Gedrängte Form § 7ff.

Wernhers „Maria“, wohl in den Ausgang des 12. Jh.s bzw. in den Beginn des 13. Jh.s: *hímelés (dégené: geségené; vénigé: ménigé)*, „um die selbe zeit auch noch zuweilen *héilés (sélé: é; erwáchót: nót)*“.

Damit gibt er für Otfrids Verse, wenn auch zögernd, klingende Kadenzen endgültig auf und akzeptiert Lachmanns Feststellung, „daß jeder alth. Vers vier Hebungen habe d. h. daß nur stumpfe Reime seien“ (fol. 4^v). Es ist bedauerlich, daß K. Lachmann eine Reimuntersuchung, die er nach Ausweis der „Übersicht der althochdeutschen prosodie und verskunst“ (fol. 106) plante, nicht mehr vorgenommen hat – und daß J. Grimm dadurch keine Gelegenheit mehr hatte, anhand der Fülle des Reimmaterials seine Resignation in diesem Punkt noch einmal zu überprüfen. Obwohl es ja unbestreitbar ist, daß Otfrids Verse Endsilbenreime in großer Anzahl aufweisen – die Reimbindungen: *bist: erkennist; thaz: fliazantaz; thes: kuninges* sind Beweis –, so verdient doch die Feststellung von L. Wolff,¹⁹ daß bei Reimen zweisilbiger Wörter (mit langer Stammsilbe) untereinander „reim vom vocal der endsilbe ab“ nicht genüge, alle Aufmerksamkeit. Wenn, wie L. Wolff nachweist, Bindungen wie *harto: scōno* oder *sprechan: reinan* „zu keiner zeit ausreichende reime“ für Otfrid waren, sondern in der überwältigenden Mehrzahl „einen deutlicheren gleichklang der reimworte über den Endsilbenvokal hinaus“ aufweisen, so bestätigt das Jacob Grimms Vermutung im ersten Teil der „Deutschen Grammatik“, daß die ultima bei zweisilbigen Simplicia auch schon bei Otfrid als zu schwach accentuiert für einsilbigen Reim gegolten haben muß.

Für K. Lachmann haben J. Grimms Erwägungen kein Gewicht gehabt. In den Abschnitten F und G hat er dreisilbige Wörter mit langer Stammsilbe sowohl in der Versmitte (F: Die 3te Hebung versetzt) als auch im Verseingang (G: Von versetzter erster und zweiter Hebung) nach der eingangs formulierten Regel betont. Dabei ordnet er seine Beispiele jeweils nach der Quantität der Silben, die der Stammsilbe folgen, d. h. er skandiert in gleicher Weise solche mit zwei Kürzen nach der Stammsilbe (*júngéro*) wie mit folgender langer und kurzer Silbe (*bórgēti*) oder zwei langen Silben (*émmízēn*) – die Varianten: *júngeró, bórgēti, émmizēn* werden nicht diskutiert. In gleicher Weise gibt es für die viersilbigen Formen von *ēwīnig* und *émmizīg* (*íó thaz éwīniga guat; so ér uns émmízīgēn duat*) nur eine einzige Skandierungsmöglichkeit in der Versmitte (3te Hebung ver-

¹⁹ Untersuchungen über Otfrids Reimkunst. ZfdA 60 (1923), S. 265ff.; hier S. 275.

setzt). Ebenso skandiert er drei- bzw. viersilbige Wörter im Verseingang (2te Hebung versetzt): sowohl Komposita (*fon gómmánes giburti*), auch solche mit *un-* (*er únthánkes in zalta*), Derivata (*-līch; -isg, -ist, -āri, -īn* usw.), als auch Simplizia wie *duálēti, dūbōno* usw.; bei den viersilbigen in gleicher Weise sowohl die Komposita (*mit gótkúndlichēn rachon*) als auch Derivata (*zi themo éwīnigen lībe*) und Simplizia (*fon scīnénteru wunnī*). Er resümiert: „Ausnahmen von diesen Accentregeln sollte es eig. nicht geben, und ich kenne freilich nur wenige, ohne welche die durchaus verschiedene mittelh. Weise nicht zu begreifen wäre“, und fährt fort: „Und alle Ausnahmen sind solche, wo bei langer Stammsilbe langer Vocal in der dritten die mittelste kürzere ihrer kraft beraubt“ (fol. 6^r). Unter dieser Bestimmung diskutiert er „a) Endungen der 2ten schwachen Conjug. nach zweisilb. Stamm“ in Versen wie: *Biscof thér sih wáchorót* (1,12,61) und erwägt für einen Vers wie 4,9,2, er könne „ebensowohl gelesen werden *tház/man óp/phorótí* als *óp/phorótí (:gúatī)*“; doch bleiben ihm selbst Reimbindungen wie *zorkolōta: gihōrta* als Beweis für die Betonung *zorkolōta* zweifelhaft. Endsilbenbetonung gibt er in einem einzigen Fall für *míssilīh* (2,19,46) zu, erwägt sie für dreisilbige Adjektivableitungen auf *-īn* (*filu rōtaz pūrpurīn*) und diskutiert die Vokalquantität der Ableitungssilbe *-ig* bei Otfrid. Er setzt *-ig* mit Vokalkürze an; aber er besteht für viersilbige Formen des Adjektivs *ēwīnig* auf der Hebung auf der zweiten Silbe: *éwīnigo* (4,12,110. 23,78). Er nimmt auch die drei- und viersilbigen Komposita nicht grundsätzlich aus, „z. B. *híntorort*, so h. 62, steht nicht im Reim, wohl aber die Komposita, die in der 2ten Silbe *bi, gi* und dgl. haben“: *únbirúah, únfarhólan, íagilīh*; ebenso die Komposita mit zweisilbigem ersten Bestandteil (*kérsistál; wázarfáz; brútigómo* etc.).

An dieser Stelle setzt J. Grimms Kritik ein, zunächst in einer Randbemerkung in Abschnitt A (G 34); sie beschränkt sich auf viersilbige Formen adjektivischer Simplizia und *īn*-Ableitungen: „man müßte eine menge versetzter hebungen annehmen, wie sie blatt 9^a thun, wenn, auch in der mitte der verse, dergl. ausnahmen unzuläßig wären, ungeachtet die dritte silbe kurzen voc. hat, z. b. IV.35,63 mit *līnīnemo dúaché*. V.6,102 *héidīnero thíotó*. IV.36,36 mit *míhíleru féstí* etc. Oder ist zu recitieren erlaubt: *līnīnémo dúaché, héidīnéro*? Langes *ē* in *-ēru, -ēro* ist freilich unwahrscheinlich, weil niemand *ē* in *-ēmo* annehmen wird. Doch reimt O. glaube ich nicht *līnīnemó* u. dgl. (vid. mein n^o 10); selten *héidīnéro* ...“ (G 34). Dasselbe Problem greift er (unter 10) in seinen zusammenhängenden Ausführungen noch einmal auf. Leider hat er nur noch

über „viersilbige (unzus. gesetzte) wörter bei O. 1.) im reim“ gehandelt, nicht mehr: „2.) außer dem schluß der zeile“. Er fragt zunächst, ob es Regel sei, „daß die vorletzte lang sei“, und kommt „auf vier“ Möglichkeiten für das Versende. Er erwägt „α) — — — ∪, wo jeder silbe eine hebung gebührte, z. b. *fórdórónó* ... Der fall scheint mir möglich, ist aber nicht vorhanden. I.4,82 steht das gekürzte *fordrōno*.“ Im Falle β) — ∪ — ∪, *martelōtun*, *zimborōnne* etc. geht er von K. Lachmanns Betonungsvarianten *mártélōtún* und *mártelótun* aus, „in letzterem wäre die accentuation mit der (des folgenden falles) gleich und O. hätte für viersilb. wörter am schluß der zeile überhaupt nur eine“, d. h. die von γ) ∪ ∪ — ∪, *bilidōti*, *samanunga* etc. Seine Entscheidung für die Variante: *mártélōtún* ist versästhetisch begründet: „Dieser einförmigkeit (auszuweichen) ziehe ich *mártélōtún* dem *mártelótun* vor.“ Als „unthunlich“ am Versende scheidet J. Grimm viersilbige Formen von Simplizia mit kurzer dritter Verssilbe aus, *managemo*, *wēnagemo* und *līnīnemo*: „warum hätte sonst O. auf *-emo* zu reimen unterlaßen?“

K. Lachmann hat auf die von J. Grimm aufgeworfenen Fragen nicht reagiert, sondern entsprechend seiner Regel Synkope und Apokope bei drei- und viersilbigen Simplizia vollzogen. Ich bringe zunächst nur zwei Beispiele für dreisilbige: *sálige thie milti*; *ópphórōn er scolta*, für viersilbige (im Verseingang): *in thihéinígemo thiote*, *zi bézíremo thinge*, *unz thèmo fíarzígesten järe*. Erst in seiner zweiten Akademieabhandlung (1834) hat er den drei- und viersilbigen Wörtern mit langer erster Silbe Nebenton auf der dritten (statt auf der zweiten) Silbe zugestanden, sicherlich aufgrund seiner Erfahrungen mit mhd. Epik und Lyrik: „Von langsilbig anfangenden Substantiven nehmen den Nebenton auf der dritten Silbe die abgeleiteten auf *àri*, *nìssi*, *ilīn*, *isàl*, *ùnga* und *ìng* an ... Bei den Adjektiven kommt durch die Bildung *īn*, *ig*, *ag*, *ar*, *ing* der Nebenton auf die letzte Silbe, wenn gleich die erste lang ist.“ Dasselbe gilt auch für die femininen Abstrakta auf *-ī* (*joh thiu éwīnīgī sīn*). Auch für die schwachen Verba auf *-isōn*, *-orōn* und *-olōn* erwägt er nunmehr Nebenton auf der dritten Wortsilbe. Weiter ist er mit seinen Konzessionen 1834 nicht gegangen. Erst in den Lesarten zum „Iwein“ (v. 33: *zeinen pfingesten geleit*) geht er einen Schritt weiter: „an dreisilbigen wörtern mit zwei längen vorn, also mit herab steigendem accent, ohne silbenverschleifung einen versfuß zu sparen durch vorsichtig schwebendes betonen der beiden tieferen silben, war schon in der zeit Otfrieds eine erlaubte freiheit“. Das ist für ihn eine durch das Metrum legitimierte Freiheit, kein Gesetz der

Prosodie. Als Beispiel für „schwebendes betonen“ im dritten Versfuß bei Otfrid führt er dabei ein Adjektiv auf *-in* (*wārun stéinīnú thiu faz*), einen Superlativ (*thō thēn éristón giwan*), zwei Praeteritalformen von *-ōn*-Verben (*bi hiu si irbáldōtá sō fram*; *noh ni mínnotún so fram*), ein Partizip praesens (*wio er giang kósōntí mit in*) und eine dreisilbige Form von *fiant* an (*jóh thēn fiantón intflōh*). Noch größer sind die Freiheiten, die er nunmehr im ahd. Verseingang zuläßt. Neben dreisilbigen Formen schwacher Verben (Praesens wie Praeteritum) gestattet er „schwebendes betonen“ auch für *gomman* (*fon gommanes giburti*), *mammunti* (*mammuntan gidāti*) und Komposita vom Typ *ēwarto*, d. h. mit ahd. eindeutig erkennbarer Einzelbedeutung der beiden Bestandteile (*nu thie ēwarton bi nōti*).

Diese metrisch bedingte Lizenz ist sicher nicht mit letzter Konsequenz im Hinblick auf Otfrids Versgebrauch formuliert; es fehlt bezeichnenderweise der Ableitungstyp: *sālida* mhd. *sælde*, zu dem Lachmann allerdings schon in der Abhandlung von 1823/24 bemerkt hatte, daß Formen mit apokopiertem Endungs-*e* nicht auftreten (Abschnitt B, f. 8^f). Auffallend ist aber, daß er an dieser Stelle kein Wort verliert über ahd. drei- und viersilbige Simplizia mit zweisilbigem Stamm, auf Nasal bzw. Liquida oder zwei Flexionssilben endend (*engil-*, *wintar-*, *lūtar-*, *heitar-*, *thīnera*, *sīnemo*, *sēlōno* etc.).

Gegen K. Lachmanns „Regel vom Accent dreisilbiger Wörter“ haben beinahe gleichzeitig M. Trautmann²⁰ und E. Sievers²¹ scharfe Einwände erhoben. Ich behandle zunächst die Ausführungen von E. Sievers, da in ihnen grundsätzliche Erkenntnisse für alle germanischen Sprachen formuliert werden und das Verhältnis zwischen Prosodie und Metrum als Problem gesehen und sogleich entschieden wird. E. Sievers fragt: „Wie weit geht die Gültigkeit des von Lachmann für das mhd. nachgewiesenen Tieftongesetzes drei- und mehrsilbiger Wörter in den altgermanischen Sprachen?“ Er stützt sich auf die von K. Lachmann in seiner zweiten Abhandlung 1834 aufgeführten dreisilbigen Wortgruppen mit Nebenton auf der dritten Silbe (*-āri*, *-nissi* etc. und *-in*, *-ig* etc.) und formuliert, über die von K. Lachmann bezeichneten Worttypen hinausgehend, den allgemeinen Satz, „daß alle an die Wurzelsilbe sich anschließenden

²⁰ Lachmanns Betonungsgesetze und Otfrids Vers. Halle 1877.

²¹ Zur Accent- und Lautlehre der germanischen Sprachen. Beitr. 4 (1877), S. 522–539.

Ableitungssilben von der Form $\cup\cup$... ursprünglich die Betonung $\cup\cup$... hatten ohne Rücksicht auf die Quantität der Wurzelsilbe; daß es also z. B. von Anfang an ebensogut *sálidà* hieß wie *sélidà*, ebenso *ríchisón* wie *kébisón*“ (S. 529). Dieser Satz betrifft neben den Ableitungen auf ahd. *-ida* „auch eine Anzahl von Formen mit langer erster Silbe des Suffixes“, besonders die Superlative (*bézzistòn, lézzistò*), die Partizipia praesentis ebenso wie flektierte Formen des Infinitivs (*irretinne* – I,1,75; *widarstantinne* III,26,50). Für den gen. pl. auf *-ōno* differenziert E. Sievers nach ahd. Dialektgebieten: „Das Oberdeutsche scheint nur *-ōno* zu kennen, auch nach kurzer Stammsilbe, vgl. Notkers *súntōn, gébōn* für älteres *súntōno, gébōno*. Das Fränkische scheint dagegen, namentlich in seinen rheinischen Gebieten von altersher *-ōnò* betont zu haben ...“ (S. 537).

Diesen Wortbetonungen entsprechen die Hebungssilben in Otfrids Versen tatsächlich nur teilweise, wobei grundsätzlich zwischen der Stellung dreisilbiger Wörter am Versende und im übrigen Vers zu unterscheiden ist. E. Sievers erklärt alle von seinen prosodischen Bestimmungen abweichenden Akzentuierungen aus „metrischen Bedürfnissen“ (S. 525), woraus sich ihm der „Satz“ ergibt: „Wo Versbetonung und die aus lautgeschichtlichen Gründen zu erschließende mit einander in Widerspruch stehn, ist die erstere stets die unursprünglichere, oder, mögliche Accentverschiebung vorausgesetzt, wenigstens die der allgemeinen gleichzeitigen Prosabetonung nicht entsprechende“ (S. 526). Schärfer kann der Gegensatz zwischen Prosabetonung und „metrischen Bedürfnissen“ nicht bestimmt werden; unter diesem Gesichtspunkt wären Otfrids Verse hochstilisierte Wortkunstwerke, in denen die Diskrepanz zwischen Prosabetonung und Akzentuation im Vers möglicherweise bewußt gesucht worden wäre.

Doch trifft der von E. Sievers formulierte Satz, „daß alle an die Wurzelsilbe sich anschließende Ableitungssilben $\cup\cup$... ursprünglich die Betonung $\cup\cup$... hatten ohne Rücksicht auf die Quantität der Wurzelsilbe“, für die ahd. Prosodie nicht zu. Das ergibt sich schon aus der unterschiedlichen Behandlung dreisilbiger Wörter in der Kadenz des Otfridverses.

1.) In der Kadenz scheidet Otfrid, von anfänglichen Unsicherheiten im ersten Buch abgesehen, konsequent zwischen dreisilbigen Wörtern mit kurzer und solchen mit langer Stammsilbe: an dieser Versstelle ist nicht, wie E. Sievers behauptete, grundsätzlich *sálidà* gleichwertig mit *sélidà*. O. meidet vielmehr den rhythmischen Typ $\cup\cup\cup$ am Versende; nur im ersten Buch hat er mehrmals Wörter dieser Art am Versende ver-

suchsweise mit drei Ikten versehen.²² Noch konsequenter hält er sich davor zurück, in dieser Position dreisilbige Wörter mit langer Stammsilbe und folgender langer Silbe: – – ◡ mit nur zwei Ikten zu skandieren, also ◡ – ◡, Von den insgesamt sechs derartigen Kadenzen gehören vier ins erste Buch: *thaz thēn thio búah nirmsáhētīn* (I,1,9); *sih fřanton zirrétinnè* (I,1,75); *biscof ther sih wáchorōt; noh iz ni lesent scrībārā* (I,20,23). Dazu kommen noch: *unsere áltfordoron* (II,14,57) und: *filu rōtaz púrpurīn* (IV,22,24).

2.) E. Sievers' Meinung, sein Satz von der Betonung dreisilbiger Wörter betreffe „auch eine Anzahl von Formen mit langer erster Silbe des Suffixes“, besonders die Superlative, die Partizipia praesentis ebenso wie flektierte Formen des Infinitivs, ist aus Otfrids Behandlung dieser Worttypen im *Versinnern* nicht abzuleiten. K. Lachmann führt in Abschnitt B seiner Abhandlung (Verschlingung zweier Silben etc. auf Hebung und Senkung) eine Fülle von Versen auf, in denen dreisilbige Wörter mit kurzer Stammsilbe nur einen Iktus erhalten: „Bei verkürzten 3- und mehrsilbigen Wörtern, die mit Kürze anfangen, ist es eben nicht wunderbar, daß die Doppelsilbe immer in der Hebung steht, d. h. daß sie nicht durch den Vers ihren Accent ganz verlieren“ (fol. 8^r). Dieser Satz gilt für dreisilbige Wörter (mit kurzer Stammsilbe) mit folgendem kurzem Vokal wie für solche mit folgendem langen Vokal in gleicher Weise (*sélidōn* wie *lóbōtun*). „Mehrsilbige mit langem Stamm“ hingegen werden nur höchst selten und in bezeichnender Auswahl mit nur einem Iktus skandiert: dazu gehören als feste Gruppe dreisilbige Formen von possessiven Adjektiva: *sīnera*, *thīnemo*, *iuwemo*; wenige Flexionsformen von zweisilbigen Substantiven auf *-ar*, *-il* (und *ōstoron*) sowie dreisilbige Formen von Verba auf *-orōn*, *olōn*, diese nur im Verseingang: *ni wúntorō thu thih friunt mīn*; *ni zwivolō muat thīnaz*. Nur ein einziges Mal erhält der Komparativ *hēron* nur einen Iktus (*sō hēron sīnan werje*).

K. Lachmann notiert weiter: „Ich finde aber sogar gewisse 3silbige Wörter mit langem Stamm, deren zweite Silbe gedehnten Vocal hat, und die dennoch zweisilbig werden. Fragt sich welcher Vocal hier schwächer laute“ (fol. 8^v). Unter ihnen bilden Verse mit *jungoron* (*discipuli*) eine feste Gruppe. K. Lachmann schließt aus dieser Beobachtung auf die ahd. Kürze des Mittelsilbenvokals. Dazu kommen nur noch vier dreisilbige Verbformen (*frāgētun* 1,27,86; 5,17,3; *ilēmēs* 2,3,125; *fāhēmēs* 4,37,87)

²² Vgl. Wilmanns [s. Anm. 18], § 77, und L. Wolff [s. Anm. 19], S. 265f.

im Verseingang. In Abschnitt I (Von zusammenziehung zweier kürzen in einer silbe) hat K. Lachmann noch einmal die dreisilbigen Formen mit langer Stammsilbe, die nur einen Iktus erhalten können, zusammengestellt und die davon betroffenen Wortformen noch schärfer bestimmt. Auf „der dritten senkung“ ist „nur ein beispiel vorhanden“: 1,1,176 *sīn alexanderes slahtu*. „Auf zweiter senkung ist aber dergleichen erlaubt, jedoch beschränkt auf die allereinfachsten anhängesilben; und doch nicht einmal häufig. a) in den adjectiv. flexionsendungen *era... eru... erō...* b) in den comparat. silben der adjectiva *or... ir... er...* c) in den ableitungssilben der nomina mit liquidis *l, r, ⟨n⟩, al, il, ar, ⟨an⟩*.“ (Diese Bestimmung hat K. Lachmann nur unwesentlich verändert in die Anmerkung zu ‚Iwein‘, v. 651, übernommen.) Der Befund spricht für sich: Otfrid hat es vermieden, dreisilbige Formen mit langer Stammsilbe (sowohl mit folgender kurzer wie langer zweiter Silbe) unterschiedslos mit nur einem Iktus zu versehen, d. h. nicht nur in der Kadenz, sondern auch am Verseingang wie im Versinnern unterscheidet er zwischen den Typen: –uu und uuu. W. Wilmanns hat diese Unterscheidung durch seine Untersuchung nur bestätigt. Er hat festgestellt, daß die Participia praesentis, die flektierten Infinitive (*-ann; -enn; -onn*) wie die ahd. Ableitungen auf *-ōti, -nissi, -ing* und *-inna* in der überwältigenden Mehrheit aller Otfridverse am Versende mit drei Akzenten versehen sind; nur in wenigen Versen erhalten sie im Verseingang und Versinnern zwei Akzente, entweder auf der ersten und zweiten Silbe oder – noch seltener – auf der ersten und dritten Silbe. Die absolute Ausnahme sind Wortformen dieser Art mit nur einem Akzent: Wilmanns kann nur ein part. praes., sieben Infinitive und eine Ableitung auf *-nissi* mit dem Akzent allein auf der Wurzelsilbe nachweisen.²³

Wenn man aus diesem metrischen Befund Rückschlüsse auf die Prosodie der betreffenden Wortarten ziehen will, so muß man konstatieren, daß die zweite, lange Silbe der dreisilbigen Ableitungen tatsächlich noch einen stärkeren Nebenton hatte als die zweite, kurze Silbe beim Worttyp: *sāvida*. Man kann einräumen, daß es bestimmte dreisilbige Wortbildungen gegeben hat, die schon im 9. Jh. Veränderungen in der Betonung erkennen lassen. Das betrifft sicherlich den gen. pl. auf *-ōno*, der, wie E. Sievers sagt, im Fränkischen, „namentlich in seinen rheinischen

²³ Über Otfrids Vers- und Wortbetonung. ZfdA 27 (1883), S. 105–135. Zur Skandierung dieser Worttypen s. auch die Zusammenstellung in: Der altdeutsche Reimvers [s. oben Anm. 18], § 86 (S. 112).

Gebieten von altersher *-ōnð*“ betont worden ist. Immerhin muß man dabei aber beachten, daß Otfrid selbst diese Betonung meidet. Es bleibt als Problem, wie die zweifache Skandierungsmöglichkeit dreisilbiger Simplizia mit langer Stammsilbe, langer oder kurzer Folgesilbe im Verseingang und Versinnern beurteilt werden soll. Problematisch bleibt mir die rigorose Entscheidung von Trautmann, daß die eine Variante der Prosabetonung gemäß sei, die andere dagegen allein durch metrische Bedürfnisse bedingt werde: „Die Nebentöne, die wir in alt- und mittelhochdeutschen Dichtern immerhin häufig auf der zweiten Silbe von Wörtern finden, deren erste lang ist, sind nicht Worttöne, wie Lachmann will, sondern Versaccente“ (S. 12). Nach diesem Satz ist (ich benutze Trautmanns Beispiele) *engilo* in I,3,1: *ich éngilò gisceftin* entsprechend der Prosabetonung, in II,3,14: *wio éngilo ménigī* entsprechend den metrischen Erfordernissen akzentuiert. Die metrische Variante *éngilo* sei Erbe des alt- und mhd. Verses aus älterer Zeit: „Der endreimende Vers des Althochdeutschen ist zwar die Nachbildung des lateinischen Hymnenverses, aber er ist deutsch geblieben in der Behandlung der Senkungen und hat die Freiheit, eine lange und betonte Silbe für Hebung und folgende Senkung setzen zu dürfen, von dem einheimischen Stabverse übernommen“ (S. 13). Damit antwortet M. Trautmann auf die von J. Grimm aufgeworfene Frage: „ist in allen sprachen accentuation das spätere, prosaische, aus der älteren, poetischen qualität entspringende prinzip? war anfangs bloß quantitierende aussprache, endlich bloß accentuierende? gelten in der mittelperiode beide?“ dahingehend, daß schon in Otfrids Versen grundsätzlich das akzentuierende Prinzip herrscht, während das quantitierende ein ererbtes und als poetische Lizenz gern in Anspruch genommenes Hilfsmittel ist.

Diese rigorose Trennung kann m. E. nicht aufrecht erhalten werden. Schon W. Wilmanns urteilte wesentlich differenzierter. Seine eingangs getroffene Bestimmung lautet: „Im Innern des Verses kommen beide Betonungen vor: $\acute{\cup}\cup$ und $\acute{\cup}\cup$; jene gilt, wenn eine betonte, diese wenn eine unbetonte Silbe folgt“.²⁴ Sie bestätigt nur scheinbar die Vorstellung von einer metrisch bedingten und einer prosagemäßen Skandierung, denn W. Wilmanns stellt weiter fest, daß im Versinnern („wenn der zweite Iktus des Verses auf die Stammsilbe fällt“) die Betonung: $\acute{\cup}\cup$ „durchaus die herrschende“²⁵ ist, z. B. *ér was thionðnti thar*. Diese Betonung gilt auch

²⁴ Der altdeutsche Reimvers [s. oben Anm. 18], § 84, S. 108ff.

²⁵ Der altdeutsche Reimvers [s. oben Anm. 18], § 84, S. 109.

in weitem Maße für das dreisilbige Wort im Verseingang: *in gúatèmo lán̄te*, wogegen die von Trautmann als „prosagemäß“ bezeichnete Skandierung $\acute{\cup}\cup$ wesentlich seltener auftritt, und zwar, wie W. Wilmanns gezeigt hat, nur im Verseingang, und auch dort in Konkurrenz mit der im Versinnern herrschenden Skandierung ($\acute{\cup}\cup$); neben *in gúatèmo lán̄te* (§ 7b), *ioh ménn̄isgen áll̄e* (§ 7a) stehen tatsächlich, wie W. Wilmanns (§ 84) mit allen Belegen aufführt, die Varianten: *mínn̄ōtùn sō frám* (II,12,87), *sálidà sō frám* (II,10,7), *then fáter éinigàn in nót* (II,2,36), *es ist zi zéllenè ginúag* (V,1,22). Diese Fälle sind im zweiten Reimvers häufiger als im ersten – aber im Ganzen wirken sie gegenüber der Masse der: $\acute{\cup}\cup$ skandierten dreisilbigen Wörter eher als Ausnahme denn als Regel. Es ist deshalb unmöglich, die Variante $\acute{\cup}\cup$ als prosagemäße Skandierung aus Otfrids Versen zu erweisen. Es kommt hinzu, daß, wie W. Wilmanns zeigt, die Variante $\acute{\cup}\cup$ selbst im Verseingang nicht ohne bezeichnende Differenzierung gebraucht wird: „Beim Verbum ist die Form $\acute{\cup}\cup$ beliebter als beim Nomen, weil auf das Verbum öfter eine unbetonte Silbe ... folgt, als auf das Substantivum oder gar auf das Adjektivum. Daneben und in derselben Richtung wirkt das verschiedene Gewicht der Wörterklassen.“²⁶

Dazu kommt meine eigene Beobachtung, daß Otfrid im Verseingang andererseits dreisilbige Komposita mit starkem Nebenton auf der zweiten Silbe meidet.²⁷ Faßt man diese Beobachtungen zusammen, so kann man feststellen, daß Otfrid bei der Skandierung von dreisilbigen Wörtern im Verseingang wie im Versinnern auf einen Nebenton der zweiten Silbe, sei sie kurz oder lang, Rücksicht nimmt. Dieser Nebenton ist bei dreisilbigen Komposita natürlich am stärksten – deshalb werden sie vornehmlich ans Versende, nicht aber in den Verseingang gestellt; er ist bei den dreisilbigen Derivata noch stärker als bei den Simplizia; nur bei letzteren, besonders bei dem gen. pl. auf *-ōno*, darf man schon für das 9. Jh. mit der rhythmischen Variante: $\acute{\cup}\cup$ auch in der Prosabetonung rechnen. Ja, es dürfte die Frage erlaubt sein, ob es für die dreisilbigen Derivata mit stärkerem Nebenton auf der zweiten Silbe nicht auch in der Prosarede beide Betonungsmöglichkeiten nebeneinander – entsprechend dem größeren rhythmischen Zusammenhang – gegeben hat. Daher ist,

²⁶ Der altdeutsche Reimvers [s. Anm. 18], § 84 (S. 109).

²⁷ Untersuchungen zur frühmhd. Metrik am Beispiel der ‚Wiener Genesis‘. Tübingen 1968. 3. Kapitel: Die beschwerte Hebung in Otfrids von Weißenburg Evangelienbuch, S. 162 und Anm. 39.

wie W. Wilmanns für Otrfrids Versgebrauch bestimmt, beim Verbum die Form $\acute{u}u$ „beliebter als beim Nomen, weil auf das Verbum öfter eine unbetonte Silbe (enklitisches Pronomen, einsilbiges Adverbium) folgt, als auf das Substantivum oder gar auf das Adjektivum“.

Trautmann stützt sein Urteil über die Skandierung dreisilbiger Wörter entsprechend dem „accentuierenden Prinzip“ mit dem Hinweis auf die Skandierung zweisilbiger Simplizia: „Wer hier irgend Zweifel hätte, den müßte die Art und Weise überführen, wie Otfried so ungemein häufig mit den zweisilbigen mit langer erster verfährt. In den Versen 2,3,57 *in krístè gerédinót*; 2,2,6 *sosø ih hiar fórnà giscréip; si ráfsta thár so hártó* haben die Wörter *kriste forna harto* einen accent auch auf der zweiten. Ist dies etwa der Fall auf Grund eines Betonungsgesetzes C ‚Zweisilbige mit langer erster haben einen Nebenton auf der zweiten‘? Lachmann hat dies nicht behauptet, und auch heutigen Tages würde es wohl niemand zu behaupten wagen . . . Der zweite accent in *kriste forna harto* läßt sich nur als metrischer erklären. Können aber zweisilbige einen versictus auf die zweite erhalten, dann werden es wol auch dreisilbige können“ (S. 13).

Die Beschwerung zwei- und einsilbiger Simplizia im ahd. Vers wird von K. Lachmann nicht durch die Wortbetonung begründet. Er macht einen strengen Unterschied zwischen beschwerten dreisilbigen Wörtern und Flexionsformen einerseits, zweisilbigen Simplizia andererseits. In Abschnitt F (Die 3te Hebung versetzt) formuliert er einleitend: „Bei langer Silbe in der ersten Hälfte des dritten Fußes finde ich versetzte Hebung nur, . . . wenn das Wort auf dritter Hebung anfängt (zuweilen noch tieftönige Vorsilbe voraus), und wenigstens dreisilbig ist [Sperrung U. H.]: „Und zwar kommt die Versetzung der zweiten Hebung bei O. fast nie anders vor als auf der zweiten und dritten Silbe drei- oder viersilbiger Wörter.“ Zweisilbige Simplizia dagegen schließt er an dieser Stelle von der Beschwerung grundsätzlich aus, wenn er auch einräumt: „Was diese Regel für einen Grund hat weiß ich noch nicht. Sicher ist daß man nirgend in anderen Fällen gezwungen ist versetzte dritte Hebung anzunehmen. Am verführendsten sind folgende Stellen:

- 2, 1,20 wanta ér iz fón hérzen gibár. Lies:
 want ér iz fon hérzén gibár
- 2, 5,22 mit thiũ zi thémo ándremo man.
 mit thiũ zemo ándremo man
- 3,14,103 wio fúarun thiú díufilir ūz
 wio fúarun/thiu díuffilr ūz

4, 7,117 bithiú wáhtēt álla thia náht
 bithiū wáhtēt álla thía naht (od.
 állá thia naht – noch zu untersuchen.)“

An dieser Stelle geht K. Lachmann nicht weiter auf das Problem ein; er hat es in Abschnitt N (Von fehlender Senkung) wieder aufgegriffen. Hier gibt er die fehlende Senkung nach der ersten, langen Silbe von zweisilbigen Simplizia zu und formuliert eine versrhythmische Bedingung: „Zweisilbige wörter können die senkung nach der ersten (nicht kurzen) silbe sparen, wenn sie den vers beschließen ... Aber auch auf der ersten und zweiten hebung, wenn ein atonon folgt. Hier ist nun zu lernen, welche wörter atona sind d. h. solche die nicht stark genug sind, wenn sie auf der hebung stehn, nach sich eine senkung fehlen zu lassen. Da der begriff negativ ist, so giebt es hier einige zweifel, die schon vorher berührt sind“ (fol. 90).

Auch bei der Beschwerung einsilbiger Wörter erkennt er zunächst ein versrhythmisches Prinzip neben der erforderlichen Quantität der beschwerten Silbe an: „Außerdem kommt aber noch viel auf die höhe und tiefe des tons an: nicht nach jeder länge oder mittelzeit darf die senkung fehlen“ (fol. 86^v). Die Senkung fehlt, wie er betont, meist nach einsilbigen Substantiven, Numeralia und Verba (*thaz ih lóp thínaz; joh mohti in thrín dágon sār; ther engil spráh ímo zuo*). Er notiert weiter die fehlende Senkung nach Formen des Artikels in den nur Otfrid eigenen Versausgängen: *thía méina, thén meínōn, thén warbōn, thés fartes, thén stúntōn, thén wílōn, thén thíngon*. In dieser Hinsicht unterscheiden sich seine Beschwerungen nicht von den Beobachtungen von R. Hügel.²⁸ K. Lachmann beschwert aber auch – hier widerspricht ihm R. Hügel zu Recht – eine Reihe weiterer einsilbiger Wörter am Versende (auf der dritten Hebung), deren Eigengewicht im Satzzusammenhang der heutigen Prosarede fehlende Senkung nicht zuläßt. Es sind dies hauptsächlich bestimmte Formen des Personalpronomens und des Artikels, die er nicht als atona ansieht.

In der „Übersicht der althochdeutschen prosodie und verskunst. Erster theil. Prosodie“ bestimmt er abschließend ahd. atona: „Aber atona (d. h. von so schwachem ton, daß sie nur eine nachfolgende tieftonige silbe übertönen dürfen) sind folgende: die präpositionen *ir, in, zi, bi* [*bī* adv. und praep. in der bedeutung prope], *fon, mit*, die pronom. *er, iz, se, nan*,

²⁸ Über Otfrids Versbetonung. Leipzig 1869.

in (eum), *mih*, *thih*, *sih*, *man* (aliquis), *thu*, *sju*, *sjō*, folg. formen des artic. präpos. und postposit. *ther*, *thju*, *thes*, *then*, *thaz*, *thjō* ... aber das demonstrat. nicht ... ferner *joh*, *noh*, *al* (al=ín), *thar* (= zúa, = míti), *so* (tamquam sicut, aber *sō* eo modo), *nu* (aber *nū* jetzt, als reine zeitbestimmung). Endlich *thār'* und *hin'* vor *ín* und *ú̇z*, und die diphthongischen *iü*, *iö* *thiä* *siä* *thiō* wenn sie zweisilbig gebraucht, (die letzten vocale) aber elidiert werden. 2) die kurzen flexionssilben. 3) die zu anfang aufgezählten tieftonigen anfangssilben *gi*, *bi*, *ni* etc. und die ersten *inán* *imó* etc. 4) durch aphäresis vermehrte atona *thu's ni'st'* (fol. 102^r).

Es sind also im ahd. Reimvers nach seiner Regel mit fehlender Senkung möglich: sowohl Pronominalformen als auch Artikelformen sowie das Demonstrativum *thiz*. In der Mehrzahl der Fälle erscheinen diese Formen in K. Lachmanns Beispiellisten Abschnitt N (fol. 86ff.) als dritte Hebungssilbe eines stumpfreimenden Verses, und zwar sowohl vor vokalisches wie konsonantisches anlautender vierter Hebungssilbe: *dōt ni rette mīr íz* (Ludw. 13); *thes giwúagun wīr ér* (5,23,302); *thes ni wirket ír dróf* (3,16,46); *er giheilít thíz lánt* (1,8,53); *sō got gisazta thía zīt* (1,4,138); *tho ward irfullit thiu zīt* (1,9,2) usw. Mit diesen Skandierungen vermeidet K. Lachmann häufig fehlende Senkung bei zweisilbigen Simplicia in der Versmitte, die ja von der Prosodie her nicht gerechtfertigt sind; meist sind es Verben, seltener Substantiva.

Letzte Sicherheit hat er allerdings in seiner Abhandlung noch nicht gewonnen. Das betrifft besonders die Verse, in denen nach dieser Regel 1.) *so* nach zweisilbigem Wort beschwert werden müßte: *thiarna sō scōni* (1,5,30), *mit wiu ther díufal sō frám* (2,5,3) usw. (Belege fol. 88^r). Er notiert: „Dieses *so* setze ich mit großem Zweifel hieher. Nur die letzte stelle sichert für O. das lange *o* [ich *bín ouh só tház ist wār* 4,11,92]. In allen übrigen ist möglich *so* als atonon anzunehmen, weil immer zweisilbige wörter vorausgehen, wo man denn lesen müßte *thiarná so scōni*. Ja *rúagstab só frám*, wiewohl schwerlich einer regel widerstreitend, scheint mir durchaus nicht althochd. betongung, wohl aber *rúagstáb so frám* ... Etwa *sō sic, so adeo sicut?*“ (fol. 88^r). Dieselben Zweifel hat er bei *nu* als beschwerter dritter Hebung, und auch bei diesem Wort erwägt er variable Betonung entsprechend der syntaktischen Verwendung: *nū*, „aber nur wenn es eben Zeitbestimmung ist, jetzt: bei schwächerer bedeutung vielleicht atonon“ (fol. 88^v). Er schließt überdies seine Beleglisten mit der Bemerkung: „Sicher sind alle (verbessert in: viele) dieser beispiele nicht“ (fol. 88^v). Doch hat er seine Regel nicht mehr modifiziert.

R. Hügel hat die „fehlende Senkung“ nach einsilbigen Formen des Artikels, des Personalpronomens, nach *joh, io, thār, nū, thō* aufgrund des „logischen Betonungsgesetzes“ verworfen. Er bezog sich dabei besonders auf die Untersuchungen von K. Bartsch zum Nibelungenlied²⁹, „daß nur auf einer logisch bedeutenden Silbe ein doppelter Ton ruhen kann“, und daher Präpositionen, Artikelformen und Personalpronomina im mhd. Reimvers nicht „Hebung ohne nachfolgende Senkung“ bilden können. R. Hügel formuliert für den Otfridvers: „... so wird doch darüber allseitige einstimmigkeit herrschen, daß eine klasse von gewissen wörtern, hauptsächlich formwörter, wie artikel, pronomen, präposition, wenn sie nicht ein außergewöhnlicher rhetorischer accent trifft, an gewicht und an tonhöhe den volleren begriffswörtern bedeutend nachstehen“ (S. 6). Einen „außergewöhnlichen rhetorischen accent“ erkennt er beim „kürzern demonstrativum, ... wenn es auf einen folgenden relativsatz hinweisen soll“ (S. 9). Er stellt weiter fest, daß in Verbindung mit einem Substantiv „das zurückweisende pronomen fast regelmäßig den accent an sich“ ziehe, wodurch sogar „ein einsilbiges nomen“ in „die senkung gedrückt werden“ könne: „*in thén dag* (d. h. am sabbath) *dèta héilàn*“ – aber es bleibt auch für ihn eine kleine Anzahl von ahd. Versen übrig, in denen er gegen „unsere heutige Betonung“ (S. 10) konstatieren muß, daß „in verbindung mit *selb* das pronomen fast stets den accent trage“ (S. 10). Diese Tatsache könnte man als Veränderung der Satzbetonung im Laufe der deutschen Sprachgeschichte interpretieren. Unerklärt bleibt weiter die „fehlende Senkung . . . in einer reihe merkwürdiger speciell otfridischer interjektioneller und adverbialer ausdrücke der zeit und art und weise, oft kaum übersetzbar, so daß die lebhaftigkeit der betonung um so mehr uns auffällig erscheinen mag“ (S. 11), in Wendungen wie *thía meina, thén meinōn, thén warbōn, thés fartes, thén stuntōn, thía wīla, thén wīlōn*. Die fehlende Senkung ist jedoch durch Akzentsetzung auf der Artikelform gesichert. Entsprechende Verse erscheinen nicht nur in den schon von K. Lachmann als Anfangsversuche bezeichneten Kapiteln, sondern ziehen sich durch das ganze Evangelienbuch. R. Hügel hat sich nicht entschließen können, diese Skandierung aus der „logischen Betonung“ der ahd. Prosasprache zu begründen, vielmehr in ihnen eine „declamatorische“ Unart vermutet: „Es hat diese manier, die sich noch weiter erstreckt, etwas kindliches, und erinnert an schlechte deklama-

²⁹ Wien 1865, S. 133ff.: Auslassung von Senkungen.

toren, die genug zu thun glauben, wenn sie in jedem satze ein wort, und hauptsächlich eins, das nicht schon durch seinen begrifflichen inhalt bedeutsam ist, gewaltsam hervorstoßen, und die übrigen daneben möglichst verschwinden lassen“ (S. 10). Bei diesen Versen versagt das Prinzip der „logischen Betonung“, und es ist zu fragen, inwieweit hier möglicherweise doch noch allein das Prinzip der Quantität gegolten haben könnte. K. Bartsch hat K. Lachmanns Bestimmung der Bedingungen für die fehlende Senkung kritisiert, seinen Grundsatz, „daß jede Hebung nur mit der vorausgehenden Senkung, nicht mit der folgenden Hebung verglichen wird“ (S. 138). Aber diese Bestimmung hebt nicht K. Lachmanns Feststellung zur Quantität auf, daß grundsätzlich nur nach langer Silbe Senkung fehlen kann, sondern erweitert sie nur um einen schon im ahd. Vers – wenn auch nicht ohne beunruhigende Ausnahmen – gültigen Faktor, die „logische“ Betonung, wie R. Hügel formuliert.

Für K. Lachmann aber sind die ahd. Silbenquantitäten, besonders am Versende, von besonderem Gewicht: „Aber noch kurze zeit vor unsern alth. dichtern mag wenigstens wohl der letzte versfuß (noch) eine andere regel befolgt haben. Denn hier finden sich noch spuren eines quantitätsprinzips. Die letzte senkung ist in der regel nicht lang“ [Sperrung U. H.].

b) Überladene vierte Senkung

Seine Vorstellungen von der Silbendauer entwickelt er zunächst in Abschnitt N (Von fehlender senkung) fol. 86^v und faßt sie in der „Übersicht der althochdeutschen prosodie und verskunst. (Erster theil. Prosodie)“ fol. 101^r noch einmal zusammen. Er geht von der antiken Bestimmung aus: „ein kurzer vocal ist das maß der dauer = eine mora; ein einfacher consonant hat eine halbe, ein diphthong oder langer vocal $1\frac{3}{4}$ “ (fol. 101^r). Bei der letzten Senkung im Vers muß der Anlaut der folgenden letzten Hebungssilbe berücksichtigt werden, wobei er „wenigstens 3 stufen bis zur länge“ unterscheidet: „Kürze: $1\frac{1}{2}$ zeiten, theils mitten im wort al-a (a=1zeit, l=1/2), theils bei vocalauslaut, der ohne hemmung zum folg. cons. anlaut übergeht bór-a láng. Mittelzeit: $1\frac{3}{4}$. theils mitten im wort vor schwachem doppelaut th-ek-en (e=1, ck oder z pp $\frac{3}{4}$), theils bei einfachem cons.ausl., danach halt, dann vocalanlaut fán-un üf (u=1, n=1/2, halt=1/4) ... theils bei kurzem vocalauslaut, worauf ohne halt ein schwacher doppelcons. folgt: fíl-u frúo (u=1, halt=1/4, fr=3/4)“,

fol. 86^r. Als „schwache doppelconsonanten“ bezeichnet er in der „Übersicht“ fol. 101^r: „muta cum liquida oder spirante ((kr, sv, ch, z))“ und „sogar drei laute, deren (erster muta oder spirans, der) letzte liquida oder spirans ist (zv, spr)“. Sie gelten ebenfalls „((doch wahrsch. erst durch verwilderung)) für 3/4.“ – „Hingegen andere verbindungen zweier cons. (sp, st, sk, mn) sind =1“ (fol. 101^r). „Länge. 2 und mehr“ (fol. 86^r) dagegen ist „in der regel“ (fol. 103^v) nicht erlaubt.

„Diese regel“, schreibt er in der „Übersicht“, „wird (nur nicht von O.) streng beobachtet, wenn das letzte wort des verses ein einsilbiges mit vocalanlaut ist: vorher gehen darf nur eine silbe mit kurzem vocal und einfachem consonantauslaut. *gúndfánon úf*“ [Ludw.] – aber er ergänzt sein „Quantitätsprinzip“ sogleich durch eine wesentliche Beobachtung zum Versrhythmus: „Ja das hinzutretende princip des accents beschränkt hier noch: eine nicht tieftonige (kurze) silbe wie (*quam*), *mir*, *thaz*, wird vor dem vocal in der 4ten senkung nicht geduldet, geschweige eine lange, wie *thiz*, *faz*, nicht einmahl bei O. (Doch hat er welche mit langem vocal)“. Er fährt fort: „Fängt die letzte silbe des verses mit einem consonanten an und ein vocal geht vorher, so muß bei den strengsten der vorhergehende vocal ein kurzer sein (langen hat, außer O., nur der vf. des psalms, *fíentā thīn*): der folgende consonant dürfte eigentlich höchstens 3/4 zeiten haben, *fílu frúa*; doch haben auch die besten hier consonanten von einer ganzen zeit, *índi spér* ... Berührt sich in der letzten und vorletzten silbe consonant und consonant, so ist dies zwar unregelmäßig ... Fallen sie aber in verschiedene wörter, so ist zwar der starke doppelte anlaut des letzten wortes nur Otfried zu verzeihen, *géginwértig stúant*: aber wenn nur die silbe in der senkung eine tonlose ist, so erlauben sich selbst die besten sie trotz der positionslänge, die ein folgender einfacher oder schwacher doppelter cons. macht, mag die silbe auf der 3ten hebung kurz oder nicht kurz sein, *kúning mín*, *gótes kráft*; *mínan zún*, *áfter dir*, ... *wárth er sín*. So wird die quantität hier vom accent überwunden“ (fol. 103^v).

K. Lachmanns Strenge bei der Analyse „Von überladener vierter senkung“ bei O. (Abschnitt M) ist im Falle vokalisch anlautender letzter Hebungssilbe durchaus sinnvoll, denn sie betrifft Verse, in denen im Satzzusammenhang leicht wiegende Wörter wie Personalpronomina bzw. 3. sg. ind. praes. des verbum substantivum (*ist*) die letzte Hebung bilden. Gehen ihnen im größeren Satzzusammenhang stärker betonte mehr- oder einsilbige Wörter voraus, so droht dem Versende, und damit auch dem

Reim tatsächlich die Gefahr, von dem stärkeren Gewicht des vorhergehenden Wortes erdrückt zu werden. K. Lachmann formulierte diesen Tatbestand allerdings hauptsächlich unter Berücksichtigung der Quantität der dem Reimwort vorangehenden Silben, obwohl er, wenn auch nicht durchgehend, ihre Betonung im größeren Redezusammenhang beachtet. Es lohnt sich, seine ahd. Beispielsammlungen durchzugehen, da seine Lehre von überladener vierter Senkung im mhd. Vers, wie er sie selbst in seinen kritischen Ausgaben formulierte, von seiner ahd. Metrik nicht zu trennen ist. Die wichtigste Bestimmung zum mhd. Versende hat er in den ‚Lesarten‘ zu Iwein, v. 4098 gegeben: „und überhaupt vor vocalanlaut der letzten silbe stumpfreimiger verse nach betontem vocal keine tenuis, keine media, kein *h*, kein *f* ... untadelhaft sind von auslauten kurzer betonter silben, außer den oben erwähnten *daz*, *ez* und *mit*, nur die liquiden in verkürzten wörtern ... endlich, wenn man sie einfach nennen will, die laute *ch* ... und *sch* ... bei den langsilbigen durch langen vocal oder auslautende consonantenverbindung nach kurzem betontem kenne ich keine beschränkung . . . von auslautenden verdoppelten consonanten wird man schwerlich mehr als *nn* nach kurzem betonten vocal finden ...“³⁰ Diese Regel hatte er schon in der Untersuchung: „Erster schwacher Anfang einer Eschenbach. Verskunst“ aufgestellt. K. Lachmann geht davon aus, daß sie auch im ahd. Vers gilt: „Doch unterscheidet sich O. von den anderen [sc. ahd. Gedichten] durch mindere strenge“ (fol. 79^v). O.s Verstöße gegen die Regel sind folgende: O. läßt „Wortschlüsse mit langem vocal und einfachem oder (mehrf.) consonantenauslaut ... in der vierten senkung“, wenn auch „höchst selten“ zu: 1. „Am erträglichsten sind die beispiele, in denen der lange vocal auf eine kürze folgt, also deutlich der senkung angewiesen wird“ (fol. 80^r), d. h. Verschlüsse vom Typ:

ih quad afur ságēn íu (2,19,5)
wio in buachon siu gilóbōt íst (5,23,246).

Dem vokalisch anlautenden Reimwort gehen – wenigstens bei O. – zweisilbige Wörter mit langer Stammsilbe äußerst selten voraus. K. Lach-

³⁰ K. Lachmanns Äußerungen zur überladenen vierten Senkung: A) Letzte Hebungssilbe vokalisch anlautend: zu Iwein (ab 2. Aufl. 1843) v. 318; 1159; 1918; 2943; 4098; 5025; 7438; 7764; zu Walther von der Vogelweide 110,33. B) Letzte Hebungssilbe konsonantisch anlautend: zu Iwein vv. 838; 881; 2754; 4365; 4644; 5081; zu den Nibelungen und zur Klage (1836): Str. 307,1; 1793,1.